Predigten

über

den christlichen Hausstand

von

Dr. F. Schleiermacher.

Vierte Sammlung.

KÖN. WÜRTTEM. OBERAMT REUTLINGEN

Neue, nach der vollständigen und unveränderten
dritten
Berliner Original-Ausgabe
gedruckte Auflage.

Reutlingen,
im Verlage der J. N. Enßlin'schen Buchhandlung.
1835.

Vorrede.

Diese Predigten sind bereits im Jahr 1818 gehalten; und ich bin seitdem so oft über den Druck derselben angesprochen worden, daß sie schon eher würden erschienen seyn, wenn meine Geschäfte mir eher gestattet hätten, an die Nachschriften einiger jungen Freunde die lezte Hand zu legen. Sie mögen aber leicht, eben weil soviel Zeit dazwischen liegt, ihrer ursprünglichen Gestalt bei der lezten Bearbeitung minder ähnlich geblieben seyn, als die meisten ihrer Vorgänger, zumal ich auch kein Bedenken getragen habe, kleine Zusätze und Erläuterungen wissentlich einzuschalten. Mögen sie etwas beitragen, christliche Gottseligkeit in der Stille des häuslichen Lebens zu erwecken und zu fördern: so wird die Absicht derer erreicht seyn, welche ihre Bekanntmachung gewünscht haben.

Berlin den 13. April 1820.

F. Schleiermacher.

Nachschrift zur zweiten Auflage.

Indem ich diese Predigten aufs neue durchgesehen und in Kleinigkeiten verbessert zum zweitenmale dem Druck übergebe, kann ich ein paar Erläuterungen in Betreff der lezten unter denselben nicht zurückhalten. Erstlich trägt diese Predigt sehr deutliche Spuren davon, daß wir damals eine neue Organisation der Kirchengemeinen als nahe bevorstehend erwarteten. Wiewol nun diese Angelegenheiten, ich weiß nicht, ob nur sich in die Länge gezogen, oder ob überhaupt eine andere Wendung genommen hat: so sind doch jene Andeutungen stehen geblieben, weil ich, um sie hinwegzunehmen, mehr hätte ändern müssen als meiner sonstigen Weise angemessen ist. Zweitens wurde gleich, nachdem dieser Vortrag gehalten worden, von einigen unter jenen achtungswerthen Männern, welche sich am meisten unter uns um die öffentlichen Wohlthätigkeiten verdient machen, auf eine sehr freundliche Weise die Bekanntmachung dieses Vortrages gewünscht und zwar mit dem Beifügen, ich möchte doch bei dieser Gelegenheit meine Meynung von der Uebertragung der öffentlichen Wohlthätigkeit an die Kirche etwas näher auseinandersezen.

Die einzelne Bekanntmachung der Predigt glaubte ich ablehnen zu müssen, weil sie in zu genauer Verbindung mit der vorhergegangenen stand. Zu der gewünschten Erörterung aber fehlte es mir als die Sammlung erschien an Muße, und auch jezt will ich nur kürzlich eine sich sehr leicht darbietende Einwendung gegen diese Gestaltung der Sache beseitigen. Man sagt nämlich, daß an solchen Ortschaften, die nur Eine Kirchgemeine bilden, es ja ganz gleichgültig sey, ob die Armenpflege von der bürgerlichen Gemeine besorgt werde oder von der kirchlichen; an einem Orte hingegen, wie Berlin, sey wegen der großen Verschiedenheit des Verhältnisses zwischen Armen und Reichen in den verschiedenen Kirchspielen die Uebertragung unthunlich. Allein, was das Erste anlangt, so ist außer dem, was in dem Vortrage schon über die Verschiedenheit der Formen gesagt ist, noch zu bemerken, daß dieselben Hausväter wol in den wenigsten Fällen dieselben Bevollmächtigten wählen werden für die kirchlichen und die bürgerlichen Angelegenheiten. Und den zweiten Punkt betreffend, so müßte freilich ein Zusammentreten der Vorstände sämmtlicher Kirchspiele stattfinden, um gemeinschaftlich festzusezen, wie nach jedesmaliger Lage der Sachen die ärmeren Kirchspiele sollen von den wohlhabenderen unterstüzt werden. Unter die-

ser Voraussezung aber erscheint die Sache wol ausführbar, und ich glaube auch jezt noch, daß sie sich bald als das Beste bewähren würde.

Schließlich fühle ich mich verpflichtet, bei dieser Veranlassung ein älteres Versprechen zu erneuern, und die baldige Erscheinung von Festpredigten den christlichen Freunden meiner Vorträge zu verheißen.

Berlin im September 1825.

I.

Ueber die Ehe. Erste Predigt.

Am zweiten Sonntag nach Trinitatis.

Als wir vor kurzem, m. a. Fr., den jährlichen Kreis unserer christlichen Hochfeste beschlossen, sprach ich Euch den Wunsch aus, daß doch die heilige Bewegung, die unser Herz in diesen Zeiten erfahren, nicht mit ihnen zugleich verschwinden, sondern der Eindruck davon uns auch während der andern Hälfte des Jahres begleiten möchte, damit ein lebendigeres Gefühl von der Gemeinschaft mit dem Erlöser, und ein vollerer Genuß dessen, was durch ihn der ewige Vater gethan, nun auch ohne außerordentliche festliche Anregung sich in uns forterhalte. Wenn wir nun finden, daß dies nicht geschieht, und nach der Ursache fragen: so hören wir gewöhnlich die Antwort, ja es sey die Gewalt des Lebens, welche uns immer wieder von der Erhebung zu Gott zurück und in das Getümmel der Welt hineinziehe. Allein, m. Gel., woraus besteht denn dieses Leben, dem wir so gern die Schuld beimessen möchten von unserm abnehmenden frommen Gefühl, von unserer Unstätigkeit und Flüchtigkeit? Es besteht ja aus nichts Anderem als aus eben den natürlichen Verhältnissen, die Gott der Herr selbst gegründet hat, aus denen die christliche Gemeine sich erbauen muß, und

in denen auch wiederum alle Segnungen der wahren christlichen Frömmigkeit Wurzel fassen sollen, um sich überall hin zu verbreiten. Wie kann also dieses Leben uns abziehen von der Gemeinschaft mit Gott und mit dem Erlöser, da es nur sein heiliger Leib selbst ist, der von seiner Lebenskraft durchdrungen seyn soll? Muß nicht, wenn dies wirklich geschieht, der rechte Verstand von diesen Verhältnissen verloren gegangen seyn, oder Eitles und Verkehrtes, was sich daran gehängt, uns das wahre Wesen derselben verdunkelt haben?

Darum habe ich geglaubt, es möchte nicht überflüssig seyn, wenn wir einmal die festlose Zeit des kirchlichen Jahres dazu anwendeten, das Hauptgewebe unserer Lebensverhältnisse zu überschauen und sie im Spiegel des göttlichen Wortes zu betrachten, um uns theils den christlichen Verstand derselben zu erneuern, theils auch das Bewußtseyn zu beleben, wie sie, weit entfernt, uns von der Gemeinschaft mit Gott und von der frommen Liebe zum Erlöser zurückzuziehn, beide vielmehr in uns selbst befestigen, und durch uns in Andern erregen sollen.

Diese Reihe von Betrachtungen wollen wir heute beginnen mit demjenigen, was der Grund aller anderen einfacheren sowohl als verwickelteren Lebensverhältnisse ist, nämlich mit dem heiligen Bunde der Geschlechter, den wir als die erste Stiftung Gottes, nachdem der Mensch durch das Wort seiner Allmacht in das Daseyn hervorgegangen war, ansehen müssen. Aus diesem heiligen Bunde entwickeln sich alle andern menschlichen Verhältnisse; auf ihm ruht das christliche Hauswesen, und aus solchen bestehn die christlichen Gemeinen; auf ihm beruht die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes, und mithin auch die Fortpflanzung der Kraft des göttlichen Wortes von einem Geschlecht auf das andere. So laßt uns denn diese Grundlage der ganzen christlichen Kirche heute in dem Lichte des göttlichen Wortes betrachten.

Text. Ephes. 5, 22—31.

Die Weiber seyen unterthan ihren Männern als dem Herrn, denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus das Haupt ist der Gemeine und Er ist seines Leibes Heiland. Aber wie nun die Gemeine ist Christo unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen. Ihr Männer liebet eure Weiber, gleichwie Christus auch geliebet hat die Gemeine und hat sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligte, und hat sie gereiniget durch das Wasserbad im Wort, auf daß er sie ihm selbst darstelle, eine Gemeine, die herrlich sey, die nicht habe einen Flecken oder Runzel oder deß etwas, sondern daß sie heilig sey und unsträflich. Also sollen auch die Männer ihre Weiber lieben als ihre eigenen Leiber. Wer sein Weib liebet, der liebet sich selbst; denn Niemand hat jemals sein eigenes Fleisch gehasset, sondern er nähret es und pfleget sein gleichwie auch der Herr die Gemeine. Denn wir sind Glieder seines Leibes, von seinem Fleisch und von seinem Gebeine. Um deswillen wird ein Mensch verlassen Vater und Mutter und wird seinem Weibe anhangen, und werden zwei Ein Fleisch seyn.

Die Hauptsache in diesen Worten ist für uns, m. a. Fr., dasjenige, woran wir auch bei Einsegnung der Ehe die christlichen Brautpaare auf mannigfaltige Weise zu erinnern pflegen *). Nämlich indem uns hier der Apostel in der Darstellung der christlichen Ehe die innerste Tiefe der Liebe aufdeckt, auf welche der ganze Bau der Kirche gegründet ist, führt er uns zugleich auf das heilige Verhältniß zwischen Christo und seiner Gemeine zurück. Dies ist, sage ich, die Hauptsache; denn daraus sehen wir deutlich, daß in der Ehe als der ursprünglichen Wurzel alles geselligen Lebens nichts seyn soll, was uns von Christo dem Herrn abziehen könnte; wir werden vielmehr angewiesen, alles darin auf jenes große Verhältniß unseres Herzens zum Erlöser zu beziehen. Wir werden

*) Dieß bezieht sich auf die Ehe-Einleitung in der unter König Friedrich Wilhelm I. eingeführten und seitdem in unsern reformirten Gemeinen üblich gewesenen Agende. Welches Formular auch zum großen Theil in die Liturgie unserer unirten Gemeine übernommen ist.

aber des Apostels Gedanken von der christlichen Führung der Ehe am besten erreichen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf zwei Stücke seiner Beschreibung hinlenken; zuerst wie er uns in der christlichen Ehe ein Irdisches und ein Himmlisches zeigt, welches Eins ist, und zweitens, wie er uns darin eine Ungleichheit zeigt, die sich wieder in die vollkommenste Gleichheit auflöset.

I. Zuerst also, m. Fr., laßt uns darauf sehn, wie das Irdische und das Himmlische, welches uns der Apostel in seiner Beschreibung von dem Bunde der christlichen Ehe aufstellt, ganz und gar Eines ist, und nicht von einander getrennt werden kann.

Das Irdische zunächst hält er uns vor in den Worten: Ein Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und werden die Zweie ein Fleisch seyn. Gewiß stärker und vollkommner kann auch schon dieses Irdische nicht dargestellt werden; und ein reineres Maaß können wir nicht finden, um die mannigfaltigen Abstufungen ehelicher Zustände darnach zu beurtheilen, welche wir in der uns umgebenden Welt, auch der gesittet seynwollenden, überall wahrnehmen. Denn leider, wie oft sehen wir nicht unter Christen die Ehe, auch von dieser Seite betrachtet, in einer wahrhaft gräßlichen Gestalt! die Zweye, die Ein Fleisch seyn sollen, in Zorn gegen einander ergrimmt, durch Zwiespalt und Streit getrennt, denn sie nicht nur nicht vermeiden, sondern, sie sind erst bitter gegen einander geworden, geflissentlich aufsuchen; und daß da nicht Zweie Ein Fleisch geworden sind, darf nicht erst gesagt werden! — Wie oft sehen wir nicht die Ehe in einer ängstlichen Gestalt, wenn ohne alle freudige Ueberzeugung von innerer Zusammengehörigkeit jeder Theil sich behutsam in seinen Schranken hält, durch zuvorkommendes Wesen, durch Nachgiebigkeit, durch entsagende Aufopferung alle Gelegenheit zum Streit zu vermeiden sucht, und die zarteste Berücksichtigung wo möglich die Stelle der wahren Liebe vertreten soll. Und daß auch

hier nicht Zweie Ein Fleisch geworden sind, wenn doch das Eine sich nur wohlbefindet, wo das Andere sich zwingt, daß auch hier kein wahres Anhangen ist, sondern nur ein sorgfältig gehaltener Vertrag, das sehen wir leicht. — Wie oft sehen wir nicht die Ehe in einer widrigen Gestalt, wenn Eheleute zwar einträchtig und ruhig leben, aber nur durch die Länge der Zeit an einander gewöhnt, und weil Jeder so wenig als möglich Ansprüche an den Andern macht, und seine eigentliche Befriedigung mehr in andern Verhältnissen des Lebens und in anderm geselligen Zusammenseyn zu finden weiß. Daß auch in einer solchen gleichgültigen und todten Verbindung die Zweie nicht Ein Fleisch sind, denn das ist doch ein Lebendiges, das ist gewiß; daß auch da kein solcher innerer Drang gewaltet haben kann, der Vater und Mutter verläßt, um gerade dem Manne, dem Weibe anzuhangen, und auch das also nicht die irdische Seite einer christlichen Ehe ist, das ist wohl gewiß genug. Doch was soll ich euch noch mehr solche Bilder vorhalten, und nicht lieber kurz weg sagen, überall, sofern in dieser innigsten Gemeinschaft noch jeder seine eigne Lust hat und sein eignes Leid, mag er auch immerhin mehr auf das sehen, was des Andern ist, als auf sein eignes, überall, sofern noch das Weib sich selbst ermahnen muß, stille zu seyn, und der Mann sich selbst ermahnen muß, dem schwächeren Theil seine Ehre zu geben, und wenn auch diese Ermahnungen auf das sorgfältigste befolgt würden, überall sofern es noch entgegengesezte Wünsche und Bestrebungen auszugleichen giebt, und wenn diese Ausgleichungen auch nie fehlten, ja immer auf die feinste Weise geschähen, da überall sey das Wort des Apostels noch nicht erfüllt, da throne nicht und habe auch nie gethront die wahrhaft Eins machende Liebe.

Aber, m. gel. Fr., wenn wir uns auch denken, ein eheliches Bündniß entspreche, von seiner irdischen Seite angesehen, ganz dem tiefen Sinn jener apostolischen

Worte vom Eins gewordenen Leben der Liebe; ja denkt euch, es brauche ein Theil gar nicht sich selbst zu vergessen in der Liebe zum andern, vielmehr werde von jedem jede Bewegung des andern Herzens aufgenommen und getheilt, und schon eine unwillkührliche Ahnung von den Wünschen des Einen lenke auch den Andern auf denselben Gegenstand, keine Freude werde einseitig genossen und kein Schmerz einseitig gefühlt, gleiche Lust und gleiches Streben erfülle die Gemüther, es bestehe ein wahrhaft gemeinsames Leben, ja in dem Gefühl eines wahren Zusammengehörens werden auch die Tage der Widerwärtigkeit so würdig getragen, daß wenn sie einst vorüber sind, man sich freuen wird, sie durchlebt zu haben; dies alles sey so, und eine Ehe von dieser Seite dem Worte des Apostels ganz entsprechend: aber, wenn sie nichts weiter ist als dies, so werden wir schwerlich hoffen dürfen, daß sie auch nur dieses bleibe, sondern immer zu glauben geneigt seyn, wie es ja auch oft geschieht, dieser schöne Einklang sey nur der Glanz der ersten Neigung, der je länger je mehr verbleichen werde, wenn ein ruhiger und gewöhnlicher Zustand auf die lebendigere Aufregung der Gemüther folgt. Ja ein so gestalteter Bund ist selten und schön, und viel Gutes von allerlei Art kann daraus hervorgehn: aber hat diese irdische Vollkommenheit nicht ihren Grund in einer höheren, so fehlt ihr immer noch die rechte Haltung, so entspricht die Ehe immer noch nicht ganz dem Bilde, welches uns der Apostel vorzeichnet, weil wir noch immer die Aehnlichkeit mit dem Verhältniß Christi zu der Gemeine vermissen.

Denn das ist die andere Seite des apostolischen Bildes; an den erinnert es uns, der die Gemeine so geliebt hat, daß er sich selbst für sie hingegeben, auf daß er sie heiligte.

Seht da, m. Fr., das ist die himmlische Seite der christlichen Ehegemeinschaft; ihr höheres Ziel ist dieses, daß Einer den Andern heilige und sich von ihm heiligen lasse. Nehmet ihr dieses hinweg, so fehlt jener Ue-

bereinstimmung so sehr ein würdiger Gegenstand, daß sie sich doch wieder in nichts auflösen muß. Oder was für ein bedeutender Gewinn käme denn aus einer so engen Gemeinsamkeit des Lebens, wenn sie sich immer nur aus dem äußern Leben zu nähren und auf dasselbe zu wirken suchte? Das zwiefache wäre denn doch nichts besseres als das einfache! Ob jeder für sich allein, oder zweye für einander und untereinander verbunden, ein solches gemäßigtes, heiteres, gebildetes, aber immer doch nach dem Maßstabe des Christen nur sinnliches und in seinem höheren Sinne geistloses Leben führten; den Unterschied könnten wir so hoch nicht anschlagen, und so wäre auch von der Ehe so Großes nicht zu rühmen, wie der Apostel thut. Heiterkeit und Anmuth des Lebens auch mit wenigen äußeren Hülfsmitteln entwickeln, in jeder Art von Streit und Anfechtung Mäßigung bewahren, wie denn die eheliche Liebe eben dieses so vorzüglich bewirkt, das ist wohl etwas Schönes und Großes: aber für uns Christen doch nicht an sich, sondern nur in wiefern alle so entwickelte und gehaltene Vermögen und Thätigkeiten der menschlichen Seele zugleich Werkzeuge des göttlichen Geistes sind, und um dies zu bleiben, auch rechten natürlichen Ton haben und ihn in fester Stimmung behalten müssen. Und hätten wir an einer rechten christlichen Ehe keine andere Freude als die, daß sie uns ein wohlklingendes Spiel natürlicher Kräfte zeigt, und wäre die eheliche Liebe nur hierauf gerichtet als auf ihr höchstes Ziel: so wüßte ich da keine Aehnlichkeit mit dem Verhältniß zwischen Christo und seiner Gemeine zu finden. Das aber ist erst die christliche Liebe in der Ehe, daß beide Theile durch einander immer mehr erregt werden im Geist, daß immer mehr in der Natur des Einen durch den Andern gebändiget werde und gemildert, was sich der Einwirkung des Geistes widersezt, daß Jeder den Andern durch seine Kraft hebe und trage, wenn er in dieser Hinsicht schwach werden will, jeder sich in dem

Auge des Andern reiner spiegle, um zu sehen, wie er gestaltet ist in Bezug auf die Gemeinschaft mit Gott, kurz, daß Jeder in dieser Verbindung die Kraft des Geistes erhöht fühle und gesteigert, wie sie es sonst nicht seyn könnte. Wenn so das gemeinsame Leben in der ganzen Wärme und Fülle der mannigfaltigen Segnungen, die Gott diesem Stande zugeführt hat, nicht als das Irdische gefühlt und genossen wird, sondern beide Theile das Gefühl durchdringt: Unser Wandel ist im Himmel; wenn die gegenseitige Liebe durch die gemeinsame höhere Liebe zum Erlöser so geheiliget wird, daß das Weib zum Manne sagen mag: Du bist mir wie Christus der Gemeine, und der Mann zum Weibe: Du bist mir wie die Gemeine Christo, wenn sich diese Liebe immer mehr befestigt, je mehr sich durch die Erfahrung bewährt, daß in vereinter Kraft beide sich mit verdoppelten Schritten dem gemeinsamen Ziele der Heiligung nähern: das, m. Fr., ist die himmlische Seite der christlichen Ehe. Und von so geführten Ehen mögen wir mit Recht sagen, daß sie im Himmel geschlossen sind; denn es ist der geheimnißvolle Zug des Geistes selbst gewesen, der dem Manne sein Weib und dem Weibe ihren Mann zuführte, das unerklärliche aber wahre und täglich mehr sich bewährende Vorgefühl, daß Jeder dem Andern vorher bestimmt sey als ihm besonders angehörig, als das eigenthümlichste Gut, als der kräftigste Genosse auf dem gemeinsamen Wege. Wo aber dieses fehlt, sey auch alles Andere noch so schön und preiswürdig, da fehlt doch die rechte Treue und Zuverläßigkeit, und mit ihr der rechte christliche Gehalt des ehelichen Lebens.

Aber eben wie jenes Irdische, m. Fr., nichts ist ohne dieses Himmlische, so kann auch dieses Himmlische nicht seyn ohne jenes Irdische, nicht ohne die innigste Gemeinschaft der Freuden und Leiden, der Sorgen und Werke dieser Welt.

Es ist ein alter Wahn, unter uns schon lange dafür

erkannt, in früheren Zeiten aber weit in der christlichen Gemeine verbreitet, als ob nämlich der Christ, um sich den Einwirkungen des Geistes hinzugeben, um seiner Seelen Seligkeit zu schaffen und in diesem Leben schon etwas Höheres zu gewinnen als das Vergängliche, am besten thue, sich so weit als möglich von der Welt zurückzuziehen und mit ihren Freuden und Geschäften auch ihre Leiden und Sorgen zu fliehen. Aus diesem Wahn, als ob das Himmlische in dieser Welt seyn könnte und wohnen gesondert von dem Irdischen, entstand jene lange und verkehrte Verachtung dieses heiligen Standes selbst, aus welcher so viel Verwirrung und Untugend hervorgegangen ist; und nun, nachdem wir lange eingesehen, Keiner sey zu gut, um dieses von Gott verordneten Gnadenmittels zu bedürfen, wie sollten wir diesen Stand selbst aufs neue in jenen Wahn eintauchen? Und das geschieht doch, wenn man behauptet, der einzelne Mensch zwar nicht aber doch die zweie vereint hätten das vollkommenste Recht, eben weil sie einander genug zu seyn verständen, sich auch so weit als irgend möglich von der Welt abzusondern und für sich abzuschließen; jener Wahn wird doch erneuert, wenn man meint, der Bund der ehelichen Liebe werde durch ein vielseitig wirksames Leben nicht geheiligt, sondern entweiht, nicht bereichert, sondern eines großen Theils der ihm zugedachten Freuden beraubt. Ein gefährlicher Irrthum! denn auch die innigste Liebe kann nur in dem Maaß den Menschen zum Guten tüchtig machen und vom Bösen reinigen, als er seinen ganzen Beruf zu erfüllen trachtet, und sich keinem Theile seiner Bestimmung entzieht; und nur in sofern können zwey von Gott vereinte Menschen einander genug seyn, als ein thätiges Leben für jeden die Versuchungen und Prüfungen herbeiführt, gegen welche sie sich gegenseitig verwahren sollen, und beider Augen schärft, um die Tiefen des Herzens zu erforscheu und das Verborgene zu durchschauen. Eine bedenkliche Verblendung zugleich! denn auch an der geliebtesten Seele können wir

Freude und Lust auf die Länge nur haben, wenn wir sie in ihrer natürlichen Thätigkeit erblicken, und, hat die Zeit die ersten Blüthen abgestreift, nun die Früchte des Lebens darunter reifen sehen! Wie weit aber ist auch dieser Wahn entfernt davon, durch des Apostels Worte gerechtfertigt zu werden! Denn wenn dieser uns verweiset auf das Verhältniß Christi und der Gemeine, ist etwa deren Bund gegründet auf ein süßlich beschauliches Leben? mußte der Herr nicht Mühe haben, um die Tausende zur Beute davon zu tragen? und besteht seine Gemeine nicht aus den Knechten, die nur selig sind, wenn der Herr sie zu jeder Stunde wachend findet? Und wenn der Apostel sagt, die Weiber sollen unterthan seyn ihren Männern, hat ihm dabei jene zurückgezogene Stille vorgeschwebt, in welcher vielmehr am natürlichsten jeder Unterschied von Gebieten und Gehorchen sich aufhebt, indem jedes Herrschenwollen nur eine schlechtbegründete Laune seyn könnte, da, wo es wenig oder nichts zu thun giebt? Vielmehr hat er unläugbar an die nothwendigen Beziehungen gedacht, worin jeder christliche Heerd zu der größeren Haushaltung einer bürgerlichen Gesellschaft steht, für welche der Mann allein das Hauswesen vertritt, und also auch in Bezug auf dieselbe walten und ordnen muß, und an welcher das Weib nicht unmittelbar sondern nur durch ihr Verhältniß zum Manne Theil nimmt. Indem nun der Apostel uns diejenige Ordnung als Gebot aufstellt, welche sich hieraus von selbst entwickelt: so zeigt er uns dadurch, es sey Gottes Wille, daß jedes christliche Hauswesen in jene größere Ordnung der menschlichen Dinge verflochten seyn, und also auch durch würdige Thätigkeit seine Stelle darin ausfüllen solle. Darum auch wird, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Verschiedenheit des Standes und die größere oder geringe Leichtigkeit, sich den anstrengenden Arbeiten in der Gesellschaft zu entziehen, jeder angehende christliche Ehemann wörtlich

erinnert *) an die göttliche Ordnung, daß der Mann im Schweiß seines Angesichts soll sein Brod essen, und jede angehende Ehefrau, daß ihr nicht nur bestimmt ist, mit Schmerzen Kinder zu gebähren, sondern auch mit angestrengter Sorge und Aufmerksamkeit ihrer und des ganzen Hauswesens zu warten und zu pflegen.

Und dieses, m. gel. Fr., laßt uns daher nicht etwa nur ansehn als ein Werk der Noth, oder als eine Unterbrechung unserer geistigen Freuden und Genüsse, welche Gott unserer Schwachheit wegen geordnet hat, damit sie uns nicht zu alltäglich werden und ihren Werth verlieren; sondern, wie überall, nur im gemeinsamen Leben dem Menschen Glück und Heil erblüht, und erst in einer zweckmäßigen Vertheilung der Geschäfte jeder sich seiner Kräfte am bestimmtesten bewußt wird, so gelangen auch wir erst durch diese göttliche Ordnung zum rechten Bewußtseyn der Gaben, welche der göttliche Geist in jedem Geschlecht besonders wirkt, und erst im kräftigen Zusammenwirken beider für unsern irdischen Beruf finden wir zugleich unsere Arbeit und erfreuen uns unserer Arbeit in dem Weinberge des Herrn.

II. Aber eben das, was ich jezt anführte, um zu zeigen, daß, wenn wir die Kraft und den Segen christlicher ehelicher Liebe erfahren sollen, jenes Himmlische nicht darf seyn wollen ohne das Irdische, führt mich auf unsere zweite Betrachtung, indem eben darin eine große Ungleichheit erscheint, und daher nöthig ist, uns zu überzeugen, daß auch diese sich in die vollkommenste Gleichheit auflöset.

Denn wenn der Apostel sagt: die Männer sollen ihre Weiber lieben, wie Christus die Gemeine geliebt hat: so wissen wir ja, daß das eine Liebe ist, welche zwar Gegenliebe zuläßt nicht nur, sondern auch fordert, indem wir ja immer ermahnt werden, den wieder zu lieben, der uns zuvor so hoch geliebt hat, daß es aber auch eine

*) S. die Anmerkung zu S. 4.

Liebe ist, die von einer andern Seite über alle Gegenliebe erhaben ist, indem die Gemeine Christo ihrem Erlöser nichts vergelten kann und nichts für ihn thun, sondern nur sich immer reiner und vollkommner von ihm erlösen lassen. Kann nun eben so das Weib nichts wieder thun für ihren Mann, sondern immer nur von ihm annehmen; so steht die Sache des Weibes zu ihrem Manne schlimm, und die Frau bleibt immer im Nachtheil. Und wenn es heißt, die Weiber seyen unterthan ihren Männern als dem Herrn, denn der Mann ist des Weibes Haupt gleichwie Christus der Gemeine, und das Weib also soll immer unterthan seyn, der Mann aber darf allein gebieten, wie ja die Gemeine nie und nirgend über Christum gebieten kann, sondern er immer und in jeder Hinsicht der Herr bleibt: so steht es auch insofern schlimm um das Verhältniß des Weibes zu ihrem Manne. Und eben so wenig möchten auch wir Männer zufrieden seyn mit der Stelle, die uns hiedurch angewiesen wird, weil wir wohl fühlen, daß wir sie so nicht ausfüllen können, und daß je mehr die Ehe ein Bund giestiger Liebe seyn soll, um desto weniger wir uns rühmen können, so weit hervorzuragen über unsere Weiber wie Christus über die Gemeine. Aber auch damit möchten wir uns wohl nicht begnügen, wenn uns Jemand sagte, das rede der Verfasser unseres Briefes aus jenen Zeiten heraus, wo theils der Bund der Ehe erst anfangen sollte, ein Bund geistiger Liebe zu seyn, theils das weibliche Geschlecht noch weiter zurückstand hinter dem männlichen, und es müsse daher die Rede etwas anders gewendet, und minder genau genommen werden, wenn sie der gegenwärtigen Zeit solle angemessen seyn. Denn wir mögen nicht gern, daß uns etwas erst anders gewendet werde, was wir finden in Gottes Wort: noch mögen wir uns erlauben, es nicht genau damit zu nehmen, aus Furcht, wir möchten im Klügeln und Deuteln des rechten Trostes aus dem göttlichen Worte verlustig gehn. Darum laßt uns nur um

so tiefer in den Sinn dieser Worte des Apostels einzudringen suchen; damit uns aber dieses gelinge, müssen wir sie recht in ihrem Zusammenhange betrachten.

Um daher bei dem lezten anzufangen, m. a. Fr., so laßt uns zu den Worten, daß die Weiber unterthan seyn sollen den Männern, und daß der Mann des Weibes Haupt ist, die hinzunehmen, welche uns an die biblische Erzählung von der ersten Einführung dieses heiligen Bundes der Geschlechter in die Welt erinnern, daß nämlich der Mann Vater und Mutter verlassen wird, und wird seinem Weibe anhangen. Wie ist in diesen Worten, welche die allgemeine göttliche Ordnung beschreiben, doch so deutlich hingewiesen auf eine Kraft, welche von dem weiblichen Gemüth ausgeht und sich des männlichen bemächtiget. Der Mann sucht sich ein Weib, sobald er im Stande ist, das väterliche Haus verlassend von Zucht und Lehre entbunden ein selbständiges Daseyn zu beginnen; er sucht, aber wehe ihm, wenn er willkührlich wählt, sey es, daß irgend eine verständige Berechnung ihn leite, oder daß er mit der bewußtlosen Willkühr ungeduldiger Leidenschaft seinen Gegenstand ergreife. Keine Sicherheit auf diesem Wege, ob er diejenige gefunden habe, mit der er sich zu dem rechten Leben der Liebe verbinden könne! nichts, was ihm eine Anhänglichkeit verbürgt, die ihn für alles entschädige, was er verläßt und aufgiebt! Soll er seinem Weibe anhangen: so muß von ihr eine Kraft ausgehn, die ihn so festhält, daß er sich alles Suchens erledigt fühle und alles Sehnen gestillt; und eben diese Kraft muß es gewesen seyn, welche, unwissend, was sie that, ihn zuerst anzog und fesselte. Aber wenn das Weib das Ja ausspricht, wodurch der Mann ihr Haupt wird, ein frei gesprochnes Ja, ohne welches kein Mann des Weibes Haupt werden soll in christlicher Gemeine: so fühle sie, daß er nach Gottes allgemeiner Ordnung und besonderem Rathe ihr Haupt geworden ist durch eine unbewuß-

te und unwillkührliche Wirkung dieser in ihr ruhenden Kraft; und daß für ihr beiderseitiges ganzes Leben von der fortwährenden Wirkung dieser Kraft die rechte christliche Treue, die volle ungeschwächte Anhänglichkeit abhängt, welche einen christlichen Ehebund über alles Vergängliche und Zufällige erhebt, und als ein selbst ewiges Werk der ewigen Liebe darstellt, würdig dem heiligsten und größten Werke derselben verglichen zu werden.

Darum bestehe sie immerhin unverrückt, und gewiß ungestraft würden wir sie auch nicht verrücken, die göttliche Ordnung, daß das Weib dem Manne unterthan ist und der Mann des Weibes Haupt, sie bestehe, weil eine christliche Ehe nur seyn kann in der christlichen Gemeine und in der bürgerlichen Gemeine, und in beiden allein der Mann, welchem Gott das bindende Wort und die äußere That angewiesen, das Hauswesen zu vertreten geeignet ist, das Weib aber sich nie ungestraft unmittelbar in jene größeren Angelegenheiten einmischt; sie bestehe, wir finden doch darin keine störende Ungleichheit, sondern diese löset sich auf in die herrlichste Gleichheit. Denn ordnet der Mann auch im Hause alles um so mehr, als es sich genauer auf jene größeren Verbindungen bezieht, waltet er auch draußen ganz allein, und schafft dadurch ohne des Weibes Ab- und Zuthun dem Hause mit Freude und Ehre auch wieder Leid und Sorge: dennoch, kehrt er nur, wie es durch jene erste göttliche Ordnung gesetzt ist, von draußen immer wieder zurück anhangend dem Weibe, das ihm Gott gegeben, erquickt er sich in dem Bunde treuer Liebe, wenn er ermüdet, stärkt er sich, wenn er gehemmt war, so fühlt auch das treue Weib in allem, was er thut, ordnet und schafft, ihre Kraft und ihren Segen; und immer stehn beide so gleich vor Gott und in ihrem eignen Bewußtseyn da, wie in dem Augenblick, wo beide durch das gleich freie Ja der Mann des Weibes Haupt erst wurde, und sie ihm unterthan.

Und nun, m. gel. Fr., laßt uns auch noch einmal zurückgehn zu jenem Wort, daß die Männer ihre Weiber lieben sollen wie Christus die Gemeine, und das andere dazu nehmen, daß Er ist seines Leibes Heiland, und daß er sich für die Gemeine hingegeben hat, um sie zu heiligen. Denn wenn wir finden, daß so oft von den Anfängen der Erlösung in denselben Ausdrücken gesprochen wird, in denen wir uns die suchende Liebe des Mannes geschildert haben; wie auch Christus gekommen sey zu suchen; wie er die Herrlichkeit verlassen, die er beim Vater gehabt, um sich ein eignes Leben und Reich auf Erden zu gründen, und es ganz eigentlich die Kraft der Liebe sey, die ihn herabgezogen zu uns; wie die Seinigen nicht ursprünglich ihn erwählt haben, sondern er sie, nun aber freilich auf das innigste den wieder lieben, der sie zuvor so hoch geliebt hat; endlich wie nun Christus den Seinigen so fest anhange, daß, was sie in seinem Namen bitten würden, er ihnen vom Vater verschaffen wolle, und daß, wie sehr leiblich getrennt, er doch geistig mit ihnen seyn wolle immerdar: so trifft uns die Aehnlichkeit gewaltig zwischen jenem tiefen heiligen Geheimniß der Liebe im einzelnen Leben und diesem großen Geheimniß der Erlösung, und wir glauben, die erhabene Anweisung des Apostels zu verstehen, daß die Männer ihre Weiber lieben sollen wie Christus die Gemeine. Damit aber nicht jene Ungleichheit uns wieder irre mache, als ob nun der Mann allein alles für das Weib thun könne, das Weib aber eben so wenig dem Manne wie die Gemeine Christo etwas leisten und ihm wohlthun könne; und damit nicht zuerst die Weiber, dann aber um ihretwillen auch die Männer betrübt werden hierüber, als sey zufolge dieser geheimnißvollen Vergleichung auch das nichts, was wir uns eben ausgleichend ausgesprochen haben, daß wenn gleich der Mann ordne und herrsche, das Weib ihn eben dazu erquicke und stärke: so laßt uns nur bedenken, daß

eine Vergleichung mit Christo ja unmöglich auf alles gehen, mithin auch nicht in allen Stücken das Verhältniß des Weibes zum Manne dem Verhältnisse der Gemeine zu Christo gleich gestellt seyn kann. Und wenn wir nun fragen, in welchen denn vorzüglich und in welchen nicht: so antworten uns jene Worte: Nicht darin, daß Christus alles ist und wir nichts, und also auch das Weib in ihrer Verbindung mit dem Manne immer nur hinnehmen kann und alles nur durch ihn seyn; sondern darin, daß Christus sich hingegeben hat für die Gemeine, daß er sie heiligte. Diese hingebende Liebe soll der Mann sich zum Vorbild nehmen, gern aus seiner größeren Heimath, der geschäftigen Welt, zur häuslichen Stille zurückkehren, um durch alles, was ihm dort begegnet ist, und was er geleistet hat, durch alles, was aus seinem Innern hervorgegangen ist, und was darin verschlossen blieb, mittheilend, reinigend, erhebend auf das Weib seines Herzens zu wirken. Nicht darin liegt die Aehnlichkeit, daß Christus unser König ist, als ob nun dem Manne eine ausschließende und unumschränkte Herrschaft gebühre, sondern darin, daß er ist der Gemeine als seines Leibes Heiland und Erretter. Wie er aber unser Erretter gewesen, wissen wir, daß er uns nämlich von der Knechtschaft erlöset hat; denn die Freiheit der Kinder Gottes ist es, zu welcher wir erlöset sind. Diese befreiende Liebe nun soll der Mann sich zum Vorbilde nehmen, und so des Weibes Haupt seyn, daß er sie immer mehr befreie innerlich und äußerlich von jeder Dienstbarkeit, der sich dieses Geschlecht am leichtesten hingiebt, daß er alle Beschränkungen von ihr thue, damit die Kraft des gemeinsamen Lebens ungehindert in ihr walte. Dann wird auch auf dieser Seite die Ungleichheit in Gleichheit aufgelöst werden, indem der Mann, wiewol das beherrschende Haupt sich doch überall nicht nur mitleidend fühlt mit dem Leibe, sondern auch am schönsten erheitert, am kräftigsten begeistert zu al-

allem Guten durch die geistige Frische und Gesundheit derjenigen, die mit ihm ein Leben lebt; so daß an beiden immer schneller in Erfüllung geht, was der Gemeine in ihrem Verhältnisse zu Christo nur in der weiten Ferne des ewigen Lebens, des wir harren, verheißen ist, daß wenn vollkommen erschienen ist, was wir sind, wir ihm gleich seyn werden, weil wir ihn sehen werden, wie er ist; daß nämlich, wiewol in ihrem stillen bescheidenen Kreise bleibend, das Weib immer mehr dem Manne gleich wird, weil sie ihn in allem seinem Thun und Seyn versteht und durchdringt. Wie ja dies in christlichen Ehen die tägliche Erfahrung auf das erfreulichste lehrt, und auf diese Weise unsere Frauen an allem, was ihre Männer in den verschiedenen Kreisen des öffentlichen Lebens so wie der menschlichen Kunst und Wissenschaft verrichten oder bezwecken, ihr billiges Theil auch wirklich genießen und sich dessen erfreuen.

Wenn also auf der einen Seite das Weib zwar unterthan ist und seyn muß, aber auf der andern immer mehr befreit wird durch den, der sie liebt nach dem Bilde Christi; wenn der Mann zwar das Haupt ist, aber nur in sofern, als er dem Weibe anhängt in unverbrüchlicher Treue mit inniger Liebe: so verschwindet jeder Schein der Ungleichheit, als herrsche der eine und sey untergeordnet die andere, in dem schöneren und höheren Gefühl einer vollkommenen Gemeinsamkeit des Lebens, wie auch dem Apostel die himmlischen und herrlichen Bilder verschwinden in dem Einen Gedanken, daß Zweie Eins seyn werden.

Wenn so jede Ungleichheit aufgelöst wird in die Gleiche und von beiden gleich freudig gefühlte Zusammenstimmung der Herzen; wenn so das gemeinsame Leben zusammengefugt ist zu einer reinen geistigen Einheit, worin das herrliche Bild der alles beseligenden und zur

Gemeinschaft mit Gott erhebenden Liebe des Erlösers angeschaut wird; wenn so in erhöhter Kraft die gereinigten Herzen zu einem wirksamen Leben sich getrieben fühlen, um an sich und denen, die Gott ihnen gegeben und unter die er sie gesezt hat, das Werk Gottes zu schaffen: so ist das nach dem Sinne des Apostels die Vollendung des heiligen Bundes der Ehe, welcher der Grundstein der Gemeine des Erlösers ist.

Aber alles dieses Herrliche, und was noch weiter aus dem Gesagten zu entwickeln wäre, wird an einer anderen Stelle der heiligen Schrift von einem gottbegabten Manne in den gar einfachen Worten zusammengefaßt: „die Ehe soll ehrlich gehalten werden bei allen." Ja, das laßt uns noch zu unserer Selbstprüfung und Demüthigung bedenken. Alles Vortreffliche, was uns der Apostel von der christlichen Ehe vorhält, ist doch wieder nichts anderes, als die schlichte Ehrlichkeit in derselben. Wo in der Ehe nicht Irdisches und Himmlisches auf das innigste verbunden ist; wo nicht beide Theile einander ihre Kräfte leihen, um treu und vollkommen zu seyn jedes in seinem Beruf; wo nicht aller Unterschied sich immer mehr ausgleicht zur vollkommnen Einheit des Bewußtseyns: da fehlt es auch an der rechten Ehrlichkeit in der Ehe. Sie ist entweder nicht ehrlich geschlossen worden, es ist kein wahrhaftes Ja vor Gott gewesen, womit sich beide einander gegeben haben, sondern es ist gefrevelt worden vor dem Angesichte Gottes selbst; oder sie ist nicht ehrlich gehalten worden, sondern, und zwar nicht unbewußt, hat einer oder der andere mehr oder weniger zurückgenommen von jenem Ja. Wiewol auch dieses auf das vorige hinauskommt; denn so wir selbst etwas kürzen von einem gegebenen Worte, war es doch kein wohlbedachter und fester Wille, als es gegeben ward. Das möge jeder erwägen, wieviel und Großes dazu gehört, daß die Ehe nur ehr-

gehalten werde im christlichen Sinn. Wahrlich es kann nur geschehen, wenn beide Theile unsern Herrn und Meister in ihr Herz aufgenommen haben, und er der Dritte ist in dem durch die Liebe zu ihm geheiligten Bund. Denn Er kürzt nie etwas von seinem Worte, sondern ist immer eingedenk des Versprechens, daß Er, in welchem wir allein stark seyn können und selig, da seyn will, wo zwei in seinem Namen vereiniget sind. Amen.

II.

Ueber die Ehe. Zweite Predigt.

Was wir so eben gesungen haben, m. a. Fr., hat euch schon gezeigt, daß mir die Seele noch voll ist von dem wichtigen Gegenstande, der uns in der lezten Morgenandacht beschäftigte, und daß ich auch heute noch davon reden werde. Es geschieht aber mit einem wehmüthigen Gefühl; denn als ich mir überlegte, wie es denn wohl jezt unter uns steht mit der Ehe, schien mir, als ob unsere christlichen Gemeinen sich diese Frage nicht ohne tiefe Beschämung beantworten könnten. Ich möchte nämlich gleich sagen, wenn dieser Quell wahrer Lebensfreuden unter uns ungetrübt flösse, so könnte es überall nicht so viel Mißvergnügen, Verdruß und Kummer in der Christenheit geben. Denn eine christliche Ehe, wie wir sie uns neulich gezeichnet haben, muß ein so ruhiges Gleichgewicht, eine so unerschütterliche Sicherheit in der Seele hervorrufen, daß auch, was etwa andere Verhältnisse störendes und feindseliges herbeiführen, an einer so befestigten Seele gar bald seine Gewalt verlieren müßte. Doch leider brauche ich mich nicht auf diese allgemeine Bemerkung allein zu beziehen. Denn wie oft ist es nicht deutlich zu sehen, wie oft wird es nicht geradehin eingestanden, daß das eheliche Leben selbst die unmittelbare Quelle der Unzufriedenheit ist. Und daß wir uns nur nicht mit falschen Trostgründen beschwichtigen, meynend etwa, die Unzufriedenheit mache

sich immer am meisten laut, das Glück hingegen ziehe sich am liebsten in die Stille zurück, und daher eben geschehe es, daß nicht leicht irgend ein Fall einer gestörten unglücklichen Ehe irgendwo innerhalb ihres geselligen Kreises verborgen bleibe, von den meisten glücklichen Ehen aber spräche Niemand, und noch weniger wisse man, in welchem Grade sie es seyen. Kenneten wir aber alles eheliche Glück, so würden wir uns wundern, wie wenig Unzufriedene und Unglückliche es eigentlich verhältnißmäßig in diesem heiligen Stande gebe. So könnte wol Jemand sagen: aber wir wollen uns damit nicht trösten. Denn wenn auch geistiges Wohlbefinden an und für sich als Genuß des Lebens betrachtet sich in die Stille zurückzieht: so kann und darf es sich doch in seiner Kraft nicht verbergen, und es giebt keinen sicheren Maaßstab für den Reichthum und die Fülle des Guten als den, wie wenig Böses daneben aufkommen kann. Auch das könnte ich nicht annehmen, wenn Jemand sagte, wo viel Licht ist, da sey auch viel Schatten. Das Christenthum habe uns so sehr erleuchtet über die höhere Bedeutung dieses heiligen Bundes, und es errege dem gemäß so hohe Erwartungen, daß uns nun schon vieles als Unglück und Zerrüttung erscheine, wobei wir noch zufrieden seyn würden, ja glücklich, wenn wir geringere Forderungen machten. Denn ich meyne, wenn wir Recht hätten, einen großen Theil des Mißvergnügens in diesem Stande auf Rechnung eines so geschärften Gefühls zu sezen: so müßte eben dieses geschärfte Gefühl sich auch am meisten kund geben bei dem Anblick jenes Mißvergnügens. Nun fehlt es freilich nicht an herzlicher Theilnahme, wo wir eine unglückliche Ehe sehen; aber die Menge der minder glücklichen und geistig unfruchtbaren wird doch mit mehr Gleichgültigkeit angesehen als einem christlich gereinigten und geschärften Gefühl geziemt, und auf die tiefer liegenden Ursachen dieser Mängel wird nicht mit dem Ernst und der Strenge zurückgegangen,

wie es wol geschehen müßte, wenn wir von der Heiligkeit dieses Verhältnisses recht durchdrungen wären. Am deutlichsten giebt sich das zu erkennen, m. g. Fr., wenn das Band, welches im Namen der Kirche geschürzt und von ihr gesegnet worden, wieder gelöst werden muß. Wie häufig wiederholen sich nicht noch diese traurigen Fälle! und wie gleichgültig werden sie nicht noch von Vielen angesehen, wie leichtsinnig behandelt, statt daß sie als gemeinsame Schuld mit tiefer Beschämung sollten wahrgenommen, und das Sündliche darin von allen wahren Christen auf das strengste sollte gerügt werden. Wie nun hieraus am klarsten hervorgeht, daß wir über diesen heiligen Gegenstand noch nicht denken und fühlen, wie wir sollten: so möge auch unsere heutige Betrachtung hiebei vorzüglich verweilen.

Text. Matth. 19, 8.

Er sprach zu ihnen: Moses hat euch erlaubt, zu scheiden von euren Weibern von eures Herzens Härtigkeit wegen; von Anbeginn aber ist es nicht also gewesen.

Dies sind Worte des Erlösers aus einem Gespräch durch die Frage der Pharisäer veranlaßt, ob es auch erlaubt sey, daß der Mann sich scheide von seinem Weibe aus irgend einer Ursache. Nachdem nun Christus sich unumwunden dagegen erklärt hatte, was Gott zusammengefügt, das solle der Mensch nicht scheiden, und nachdem ihm war eingewendet worden, Moses habe es doch erlaubt: so gab er die eben gelesene Antwort, begleitet von andern strengen Worten, deren ihr euch wol erinnern werdet. Wo wir nun die Rede des Herrn so deutlich vor uns haben, da können wir nicht mehr zweifeln oder streiten, sondern müssen nur suchen, sie vollkommen zu verstehen, und eben dadurch sie unsern Herzen recht tief einzugraben. So machen wir es denn heute zum Gegenstand unserer Betrachtung:

Was von der Auflösung der Ehe unter Christen zu halten sey.

Wir halten uns dabei an die Worte des Erlösers, und fragen Erstlich, welches denn die Ursachen sind, wodurch sie veranlaßt wird; und Zweitens, wie es um unsere Befugniß dazu steht.

1. Wenn wir uns nun bei der ersten Frage, durch was für Ursachen die Auflösung der Ehe veranlaßt werde, an unsere Erfahrung halten wollen, und an die Art, wie dergleichen Fälle gewöhnlich dargestellt werden, so könnten wir so mannigfaltige anführen, daß der Sache kein Ende zu finden wäre; halten wir uns aber an die Worte Christi, so giebt dieser nur eine an, nämlich die Härtigkeit des Herzens. Freilich thut er dieses nur, indem er in den Sinn Mosis des alten jüdischen Gesezgebers eingeht; und man könnte zweifeln, ob nicht zu unserer Zeit und in unsern ganz abweichenden Verhältnissen mit Recht noch ganz andere und vielleicht eher zu entschuldigende oder gar zu rechtfertigende Gründe könnten angeführt werden. Allein es wird uns doch ziemen, bei den Worten Christi stehen zu bleiben, und je mehr wir sie in Verbindung mit seinem Grundsaze betrachten, daß was Gott zusammengefügt hat, der Mensch nicht scheiden solle, um desto deutlicher werden wir sehen, daß in jedem Falle einer solchen Scheidung die Härtigkeit des Herzens vorausgesezt werden muß. Zweierlei nämlich hat Gott unmittelbar zusammengefügt, die Glieder eines Hauswesens, und die verschiedenen Hauswesen eines Volkes. Denn jeder Mensch, wie er sich seiner bewußt wird, findet er sich in einem Hauswesen unter Eltern und Geschwistern, und das ist nicht sein Werk, sondern es ist von Gott; und jedes Hauswesen, welches sich einen Raum suchen will, wo es sich baue, findet ihn in der Mitte seines Volkes und unter dessen Schuz, und das ist auch nicht jedesmal besonders gemachtes Menschenwerk, sondern Ordnung und Einrichtung von

Gott, wozu der Trieb in das menschliche Herz gepflanzt ist. Wenn also einer sein ganzes Leben willkührlich von dem seines Volkes trennt: muß nicht in seinem Herzen ein Mangel seyn an Gefühl vom dem Werthe dieses von Gott geordneten Zusammenhanges? und dieser Mangel ist eben eine Verhärtung des Herzens. Wenn Kinder sich freventlich von ihren Eltern trennen; wenn Geschwister gegen einander kalt werden und fremd, die Veranlassung sey, welche sie wolle: werden wir nicht einstimmig sagen, Härtigkeit des Herzens müsse doch dabei zum Grunde liegen? Und wenn diejenigen sich von einander trennen, die Gott zusammengefügt hat, um in jenen beiden ewigen Ordnungen des Zusammenhanges das menschliche Geschlecht zu erhalten, die er zusammengefügt hat nach demselben Gesez, wie die ersten Eltern aller: wenn diese sich trennen, soll es anders seyn? Das wird wol Niemand behaupten wollen. Aber darin werden wir hoffentlich einig seyn, daß, da alles, was Gott durch die Sendung seines Sohnes an uns gethan hat, dahin abzweckt, jede Härtigkeit des menschlichen Herzens zu erweichen, alles Kalte wieder zu erwärmen, und alles Abgestorbene zu beleben, am allerwenigsten ja uns Christen zukommen kann, uns etwas zu gestatten um der Härtigkeit des Herzens willen, und daß wir uns eines solchen Bedürfnisses wegen gar hart anklagen müssen. Laßt uns daher nur diese Härtigkeit des Herzens uns näher vor Augen bringen, um zu sehen, wie alles, was bei uns die Trennung der Ehe vorzubereiten und einzuleiten pflegt, darauf zurückkomme.

Und hier muß ich zuerst eine in der Gesellschaft weit verbreitete und unter allen Ständen nicht seltene Härtigkeit des Herzens als den ersten Grund vieler Unzufriedenheit im ehelichen Leben anklagen. Jede Ehe unter uns, der Ausnahmen sind wol zu wenige, um ihrer besonders zu gedenken, ruht auf einem Beruf in der bürgerlichen Gesellschaft, der für das Bestehen des Haus-

wesens Gewähr leistet; aber in beiden zusammengenommen soll auch der Mensch seine volle Befriedigung finden. Das thut auch jeder, der beides gehörig zu würdigen weiß. Wenn der Mann in seinem Berufe arbeitet, damit er habe, um die Seinigen zu ernähren und dem Dürftigen mitzutheilen; wenn er den Ansprüchen, die das Gemeinwesen, dem er angehört, an seine Thätigkeit macht, genügt, und an der Anordnung des häuslichen Lebens den ihm gebührenden Theil nimmt: so wird er wol selten nöthig haben, noch andere Beschäftigungen oder Erheiterungen aufzusuchen. Dasselbe gilt von der Frau, wenn sie die Kinder erziehn, nnd das Hauswesen, wie es sich nach den geselligen Verhältnissen eines jeden gestaltet, in Ordnung halten will. Aber nicht nur von Seiten der Thätigkeit, sondern auch von Seiten des Lebensgenusses sollen beide Theile sich hiedurch befriedigt fühlen. Welche reiche Quelle von Freuden in dem Anschaun ihrer gegenseitigen Arbeiten, in den Ergießungen ihres Herzens darüber, in der Kenntniß, die jeder Theil von dem besondern Gebiete des andern nimmt, in dem gedeihlichen Leben mit ihren Kindern, und in dem Antheil, den sie Andern vergönnen an diesem häuslichen Glück! Müssen es nun nicht verhärtete Herzen seyn, unempfänglich für diesen durch die Natur und die Einrichtungen der Gesellschaft ihnen angewiesenen Kreis von Beschäftigungen und Freuden, denen ihr Beruf eine Last wird, welcher sie sich möglichst zu entziehn suchen, und das häusliche Leben ein zu enger Kreis, in den man sich, auch wie er durch Freunde und Angehörige sich von selbst erweitert, doch nicht ohne Ermüdung herumdreht, so daß einer oder beide noch andere Freuden und Erholungen suchen, die außer dem gemeinschaftlichen Kreise liegen, und die nicht beide mit einander theilen? Und wie natürlich entsteht nicht hieraus Gleichgültigkeit und Entfremdung! und wenn entwöhnt von einander Jeder durch den Andern sich je länger je weniger befriedigt fühlt,

wie geringer, an sich unbedeutender, Veranlassung bedarf es dann oft nur, um die Auflösung der innerlich schon zerstörten Ehe herbeizuführen.

Aber wenn es auch bis dahin nicht kommt: so werden es größtentheils wol solche entartete Ehen seyn, in denen sich am meisten eine andere Härtigkeit des Herzen entwickelt, die wir an Eltern nicht selten wahrnehmen gegen ihre heranwachsenden Kinder, und die eben so traurige Erscheinungen für das künftige Geschlecht vorbereitet. Wenn nämlich die Jugend aus christlichen Ehen unverdorben selbst diesem heiligen Bündniß allmählig entgegenreift; wenn sie nach dem Worte Gottes unterrichtet ist und auf das Bessere achten lernt, was rund umher in der christlichen Gesellschaft geschieht; muß sich nicht in ihr eine heilige Scheu entwickeln in Bezug auf diesen wichtigsten Schritt im Leben? wird sie nicht, je mehr sie sich ihrer selbst bewußt wird, um desto inbrünstiger Gott bitten, sie vorzüglich in dieser Hinsicht zu bewahren und zu leiten, daß sie nicht, vom äußeren Schein geblendet, ihr besseres Lebensglück muthwillig verscherze? Ja gewiß ist das der natürliche Gang, auf dem auch Gottes Segen ruhen wird. Und wie verhärtet also müssen die Herzen solcher Eltern seyn, welche den edelsten Keim aus den Seelen ihrer Kinder, anstatt ihn zu pflegen und gegen Ausartung und Uebertreibung zu schützen, vielmehr gewaltsam herausreißen oder frühzeitig darin ersticken und dafür ein giftiges Unkraut hineinpflanzen? Und geschieht das nicht, wenn Eltern spöttisch oder ernsthaft lehren, es sey eine leere Schwärmerei, daß eine im geistigen Sinn glückliche Ehe das menschliche Herz zufriedenstellen könne? wenn sie lehren, es komme dabei weit weniger auf eine Zusammenstimmung der Gemüther an, um einen innern, als auf eine Zusammenstimmung der Umstände, um einen äußern Wohlstand zu begründen? O wie viel unglückliche und verderbliche Ehen, die theils selbst wieder ähnliche hervor brachten, theils nach

langen Leiden wieder aufgelöst wurden, sind nicht geschlossen worden durch solche Herzenshärtigkeit der Eltern, sey es nun, daß die Kinder durch allgemeine Anweisungen solcher Art verleitet wurden, oder daß die Eltern durch bestimmte Ueberredungen mehr oder weniger gewaltsam eingewirkt haben, sie zu einem Bündniß in so verkehrtem Sinne zu bewegen.

Doch freilich nicht selten ist es auch nicht die unmittelbare Schuld der Eltern, sondern freiwillig rennt die Jugend in das Verderben einer ungesegneten haltungslosen Ehe hinein; dann aber ist es ihres eigenen Herzens Härtigkeit. Ist sie empfänglicher für das Geräusch und den Schimmer eitler Freuden als für den reicheren und höhern geistigen Genuß, hat sie mit schon anderwärts her angefüllten Ohren und mit verstocktem Troz das Wort Gottes, dem sie in der christlichen Kirche nicht entgehen konnte, angehört, und fast mit schwurloser Zunge und unkeuschem Vorbehalt ihr Wort gegeben beim vollen Eintritt in die christliche Kirche: o dann sind so verhärtete Herzen wol reif, eben so verstockt auch das Wort Gottes zu hören an dem Altare, wo sie den heiligen Bund der Ehe schließen, und eben so treulos auch das zu schwören, was sie weder in seinem tieferen Sinne verstehen, noch auch nur so, wie sie es verstehen, zu halten gemeynt sind.

Indeß wenn auch auf diese oder jene Weise eine Ehe ist geschlossen worden, die eigentlich nicht sollte geschlossen werden, oder wenn auch durch Verirrungen, welche immer in einem verhärteten Herzen gegründet sind, eine Ehe anfängt, zu kränkeln und zu welken, welche vorher frisch zu grünen und zu blühen schien: so ist noch nicht alles verloren, wenn nicht eine neue Verhärtung des Herzens hinzukommt. Denn ehe, aus welchem Grunde es auch sey, der frevelhafte Wunsch, sie aufzulösen entsteht und laut wird: wie viel Augenblicke müssen nicht kommen, wo die verirrten aber noch nicht allen besseren Regungen abgestorbenen Herzen wehmüthig auf-

geregt sind, und jeder Theil mehr geneigt, seinen Antheil an dem sündlichen und verworrenen Zustande bußfertig zu bekennen, als alle Schuld dem andern zuzuschieben! Wie oft führt nicht das kirchliche Leben solche Augenblicke herbei vornehmlich durch seine Sakramente und seine feierlichen Gedenktage! wie oft müssen sie sich entwickeln bei frohen häuslichen Festen! wie sehr wird die treue Liebe besorgter Freunde und Angehörigen darauf bedacht seyn, sie zu vervielfältigen! Wenn dann nur irgend einmal in einem solchen Augenblicke einer von beiden Theilen seine Gleichgültigkeit und Bitterkeit überwindet, wie viel ist dann noch zu hoffen! wie bald wird durch Milde von der einen und Dankbarkeit von der andern Seite aufgeregt die gesunkene gegenseitige Liebe sich wieder allmählig zu heben beginnen, und das aufgelockerte Band sich wieder fester schürzen! O wie manche Ehe mag nach so überstandenem Sturme, glücklicher und segensreicher geworden seyn als sie vorher war! Dagegen auf der andern Seite, wenn alle Mahnungen und Aufregungen, die Gott selbst in das Leben hineinlegt, vergeblich bleiben: wie sehr muß dann das Herz verhärtet seyn in selbstsüchtiger Ungeduld mit den Fehlern des Andern, in selbstgefälliger Verblendung über die eigenen, in sträflicher Gleichgültigkeit gegen die übernommene Pflicht für die Seele des Andern vor Gott zu stehen, wie für die eigene, und in inneren so wenig als in äußeren Widerwärtigkeiten den Gatten zu verlassen! ja wie muß selbst die allgemeine Christenliebe, die uns gebietet, jedem um so mehr mit geistiger Hilfe gewärtig zu seyn, je näher er uns gestellt ist, ja die allgemeine Menschenliebe, die uns Ruf und Ruhe unseres Nächsten zur Vorsorge empfiehlt, wie muß dies alles verschwunden und das Herz in gänzlicher Lieblosigkeit verhärtet seyn!

Und sage Niemand, es gebe Fälle, wo es nicht die Lieblosigkeit sondern die Liebe sey, welche den Wunsch, eine unheilbar gewordene Ehe aufzulösen, herbeiführt;

denn das sind unverzeihliche Täuschungen, oder heuchlerische Vorwände. Soll es die Liebe seyn zu dem andern Theil, der etwa glücklicher werden könnte in einer andern Verbindung? Liegt in dem Andern der Grund des Uebels, würde ich fragen, wer könnte ihn besser pflegen und heilen als du, wenn nur statt dieser falschen auf seine Glückseligkeit gerichteten Liebe die höhere christliche auf seine Heiligung gerichtete in dir wäre? und fehlt dir diese, so fehlt sie dir nur aus Herzenshärtigkeit. Oder bist du selbst ganz oder zum Theil der Kranke, wenn ich nicht sagen soll der Schuldige, wer giebt dir das Recht, deinen Ehegenossen seiner heiligen Pflicht, die nicht du allein ihm aufgelegt, sondern die er vor Gott übernommen hat, leichtsinnig zu entlassen? Ja nur mit verhärtetem Herzen kannst du glauben, dein Gatte könne glücklicher werden, als es eben durch dich geschehen würde, wofern du dich nur, wie euer Verhältniß es mit sich bringt, ihm wolltest hingeben, um dich zu verbinden, zu heilen und unter Gottes Beistand zu stärken. Anderes aber, wie man bisweilen hört, ein Gemüth, das die Zügel verloren hat und unwillig in einem älteren Bande seufzt, könne wieder glücklich werden, gerade dadurch, daß man ihm gestattet, eine frevelhafte Leidenschaft zu befriedigen, das übergehe ich hier, denn es ziemt uns nicht, davon zu reden. — Dann aber soll es wieder die Liebe zu den Kindern seyn, welche den Wunsch rechtfertiget, eine Ehe aufzulösen, die ihnen nur Streit zeigt und üble Beispiele, wodurch sie immerfort verlezt würden, und nothwendig die Ehrfurcht verlieren müßten, die der erste Grundstein einer gedeihlichen Erziehung ist. Uebel genug freilich, aber woher kommt euch diese Liebe und Fürsorge so spät? Hättet ihr eher einander mit sorglicher Liebe auf die Pfänder eurer Liebe hingewiesen: o, das am sichersten hätte eure eigene erstorbene Liebe wieder beleben müßen, und nur indem sich euer Herz auch gegen eure Kinder verhärtete, konntet ihr bis so weit kommen. Fängt es in

Wahrheit an, sich gegen sie zu erweichen, so wird es euch auch gegen einander mild und weich werden, und ihr werdet lieber das verlassene Werk ihrer Bildung mit gemeinsamen Kräften aufs neue beginnen. Und daß sich das alles so verhält, m. Gel., und keine Art von wahrer Liebe jemals den Anstoß geben kann, das Band der Ehe zu lösen, könnt ihr hieran am sichersten merken. Wenn nämlich Jemand noch weiter gehen wollte und sagen, es sey vorzüglich die Liebe zu Christo, welche dazu rathe, jede unwürdige Ehe lieber aufzulösen; denn die Ehe solle ja das Bild seyn von Christo und der Gemeine, und deren gegenseitiger Liebe, welche also das nicht mehr seyn könne, die werde besser getrennt, als das sie unheilig mitten unter Heiligem stehe: darüber doch würdet ihr euch alle ereifern, und solchen zurufen, wenn früher Liebe zu Christo in ihnen gewesen wäre, so würden nach einzelnen Fehltritten des Einen gegen den Andern ihnen Augenblicke frommer Zerknirschung gekommen seyn, deren Segen ihren Bund aufs neue geheiliget hätte; und wenn sie auch das Haupt der Gemeine erst jetzt anfingen, wahrhaft zu lieben, so würden sie nicht durch lieblose Trennung denjenigen ehren wollen, der auch das geknikte Rohr nicht zerbrechen und das glimmende Tocht nicht auslöschen will.

So ist es demnach von allen Seiten angesehen und immer nur Mangel an Liebe, es ist Härtigkeit des Herzens irgend einer Art, was den heiligen Bund der Ehe der Auflösung fähig macht und diese vorbereitet; aber freilich mehr noch als dies, eine frevelhafte Gleichgültigkeit muß das Herz zuvor erfüllt haben, ehe wirklich Hand angelegt wird, um das heilige Band zu trennen, und beide Theile, sey es auch oft in sehr ungleichem Maaße, tragen diese Schuld. Verhält es sich nun so, und sollte uns daher unter Christen nichts tiefer erschüttern, als die Auflösung des Bundes, der uns das Verhältniß zwischen Christo und seiner Gemeine darstellen soll: so scheint

II. unsere zweite Frage: Was wir von der

Befugniß zur Ehescheidung zu halten haben? schon von selbst beantwortet. Denn Er hat uns diese Befugniß nicht gegeben; er sagt, wer sich von seinem Weibe scheidet, ist eben so anzusehn als bräche er die Ehe; denn was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Er entschuldigt nur den Moses, der die Auflösung der Ehe erlaubt, er habe es gethan wegen der Herzenshärtigkeit. Unter uns aber, die wir dem angehören, dem das Herz vor Liebe brach, soll es solche verhärtete Herzen nicht geben. Was folgt also, wenn es doch solche giebt? wenn doch bisweilen ein ängstliches Hülfsgeschrei ertönt, daß durch Trennung der Ehe einer Qual, die nicht zu ertragen ist, ein Ende möge gemacht werden? Was anders, als daß wir freilich, weil die Obrigkeit die Klage hört und annimmt, geschehen lassen müssen, was wider des Herrn Willen geschieht, daß wir mit wenig Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg abwarten und zusehen, ob wol der leidende Theil gesunden wird und sich erholen, wenn er aus dem Zusammenhang mit dem andern befreit wird. Aber eben so nothwendig folgt auch, weil wir wissen, daß dies immer gegen des Herrn Willen geschieht, daß wir uns allemal von Herzen schämen, so oft ein solcher Fall sich ereignet, über den unvollkommnen Zustand unseres christlichen Gemeinwesens, daß wir uns auf das ernstlichste immer wieder verbinden, eines Theils der Herzenshärtigkeit entgegen zu arbeiten und sie auszurotten, aus welcher entsteht, was so übel gethan ist vor dem Herrn, und vor allem bei der Jugend ihr vorzubauen durch Zucht und Vermahnung zum Herrn; andern Theils aber aller derer, die sich in ähnlicher Gefahr befinden, uns treulich anzunehmen mit brüderlicher Warnung und Rath aus Gottes Wort, mit Besänftigung und schiedsrichterlichem Wohlmeynen, damit es nicht auch mit ihnen bis dahin komme. Dieses folgt eben so natürlich, und thun wir dies Alle nach bestem Vermögen: so dürfen wir hoffen, daß

die traurigen Fälle, die eine Zeitlang so ungebührlich überhand genommen hatten, sich immer seltner ereignen werden, und daß endlich gar nicht mehr von einer Nothwendigkeit die Rede seyn wird, das eheliche Band aufzulösen.

Und so hätte ich nichts weiter zu sagen, wenn es nicht auf der einen Seite Viele gäbe, die dies gerade schätzen als eine größere Freiheit, der sich die Glieder unserer evangelischen Kirche erfreuen, daß diese nicht einzugreifen wagt in die Geheimnisse des häuslichen Lebens, daß sie diejenigen nicht gewaltsam hindert, welche das eheliche Band lösen und ein anderes knüpfen wollen; und wenn nicht auf der andern Seite von Andern eben dieses unserer Kirche zum Vorwurf gemacht würde, daß sie die Ehe nicht so heilig und unverlezlich halte, wie der Herr es geboten. Hierüber nun muß ich meine Meynung noch sagen in wenigen Worten.

Moses war für sein Volk nicht nur der Stifter des Gottesdienstes und der heiligen Gebräuche, sondern auch der bürgerlichen Verfassung desselben; und es war nur in der lezten Eigenschaft, daß er die Ehescheidung erlaubte um der Herzenshärtigkeit willen, welche er in der ersten Eigenschaft zu bekämpfen suchte. Gerade so verhält es sich auch bei uns. Die evangelische Kirche zwar ist in anderen Zeiten und Gegenden anders gestellt gegen die bürgerliche Gesellschaft; aber nirgends ist sie es eigentlich, welche das traurige Geschäft verrichtet, das Eheband zu lösen; sondern dies geschieht durch eine von der Obrigkeit eingesezte und mit richterlicher Vollmacht ausgerüstete Behörde. Zu Hülfe gerufen wird die Kirche, oder wo das nicht geschähe, würde sie freiwillig hinzutreten, um zu versuchen, ob das Mißverhältniß sich nicht heben lasse, ob die Uneinigen nicht können versöhnt werden. Ist ihr Bemühen vergeblich, so schweigt sie und trauert; aber nur die weltliche Gewalt ist es, welche trennt. Daß aber die Ehe der That nach getrennt wird, die ganze

Gemeinschaft des Lebens aufgelöst, und jeder Theil bei dieser Trennung geschüzt gegen den andern, wenn er ihn in dem gewählten Zufluchtsort beunruhigen wollte, das geschieht in allen christlichen Kirchengemeinschaften nicht minder als in der unsrigen, und in der unseren nicht minder als in andern mit tiefem Schmerz und mit dem innigen Wunsch, daß in der Trennung beide Theile gesunden, und wenn sie von ihrer geistigen Krankheit genesen sind, sich zu neuer Liebe vereinigen mögen. Allein freilich ist es ein anderes, solche Trennung zu gestatten, und gestatten, daß die Getrennten mit Anderen einen neuen Bund der Ehe schließen können. Und hier können wir den Unterschied nicht läugnen; solche Verbindungen segnet die römisch-katholische Kirche nicht ein, die unsrige hingegen thut es. Aber indem sie es thut, gehorcht sie der Obrigkeit, und ein anderes ist gehorchen, ein anderes ist billigen. Sie gehorcht in dem Gefühl, es könne wol leicht ein Einzelner zu hart gestraft werden, dessen eheliches Leben mehr durch allgemeine oder fremde Schuld zerstört ward als durch eigne; sie gehorcht, damit nicht die selbstsüchtige Hartherzigkeit, die leidenschaftliche Wildheit verdorbene Menschen zu einer rohen Verbindung hintreibe, die aller göttlichen Ordnung und christlichen Sitte Hohn spricht. Und indem sie so nachgiebt um die rechten christlichen Ehen auch vor unwürdigen Umgebungen zu bewahren, ist sie sich innerlich bewußt, die Ehe nicht minder heilig zu halten als andere.

Wenn aber Jemand glauben wollte, diese Möglichkeit, daß Einer, der sich von seinem Weibe geschieden anderweitig wieder freien und eine Abgeschiedene sich freien lassen könne, gehöre mit zu den edeln Freiheiten unserer evangelischen Kirche: so sollte man einen solchen eher für einen Auswärtigen halten, denn er ist von dem Geiste dieser Kirche weiter entfernt, als man es einem Mitgliede derselben zutrauen darf. Er frage doch die Diener der Kirche, wenn sie in dem Falle sind, eine solche

Ehe einzusegnen, mit welcher Freudigkeit des Herzens sie denjenigen die Pflichten christlicher Eheleute einschärfen, die sich schon einmal von ihnen losgesagt haben? welchen Eindruck sie davon erwarten, wenn sie das Bild einer christlichen Ehe denen vorhalten, die es schon einmal durch Unbeständigkeit entweihet haben? mit welcher Zuversicht sie das Ja aus einem Munde hören, der es schon einmal in Nein verkehrt hat? mit welcher Hoffnung sie den Wunsch, daß nichts sie scheiden möge als nach Gottes Willen der Tod, denjenigen aussprechen, die sich schon einmal mit frevelnder Willkühr selbst geschieden haben? Doch nicht die Diener der Kirche allein, fraget Alle, die sich am meisten als theilnehmende Mitglieder der kirchlichen Gemeinschaft beweisen, wie wenig glückweissagendes Mitgefühl sie solchen Bündnissen zuwenden können. Seht, wie schmerzlich das allgemeine Gefühl der Besseren über Leichtsinn klagt, wenn derjenige, durch dessen eigene Verschuldung seine Ehe getrennt ist, sich der einsamen Buße entzieht, um eine neue zu knüpfen, und wie sehr dieses Gefühl allemal geschärft wird, wenn es noch in seiner Macht stände, sich die verscherzte Liebe reuig wieder zu erbitten. Ja hat es eine Zeit gegeben, wo die öffentliche Meynung sich lauer und gleichgültiger zu äußern schien über diesen Gegenstand: so war das dieselbe Zeit, wo auch die kirchliche Theilnahme vernachläßigt war, und die Gemeinschaft nur lose zusammenhing. Und wo ihr noch ähnliches hört, da werdet ihr es von denen hören, die auch jezt noch unserer Gemeinschaft weniger angehören, und sie werden Gründe anführen, die unserem Glauben ganz fremd sind. Freisprechen dürfen wir also mit Recht unsere Kirche von dem Vorwurf, als ob sie solche neue Bündnisse billige und beschüze, und dürfen hoffen, daß, je mehr der Sinn unter uns herrschend wird, der eigentlich der evangelische ist, und je mehr er seinen Einfluß auch auf diejenigen äußert, welche nach ihrem Gewissen die Geseze sowol

anzuwenden und zu erklären als auch zu verbessern haben, desto mehr Scheu und Vorsicht werde sich auch zeigen in der gesezlichen Vergünstigung solcher Bündnisse. Denn gewiß, nicht erwünscht sind sie der evangelischen Kirche, sondern in den meisten Fällen schämt sich derselben unser frommer Sinn, und sie erscheinen uns auch nur als eine Sache der Noth um der Herzenshärtigkeit der Menschen willen, und wir wissen es sehr gut, daß der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft Wohl nur hervorgehen kann aus Ehen, welche in ihrem Anfang wie in ihrem Fortgang heilig gehalten sind und Gott wohlgefällig.

Möchte nur die Stimme dieses ächt christlichen Gefühls niemals verstummen vor dem Leichtsinn, der sich hie und da noch laut macht, möchte ernste Erwägung des heiligen Gegenstandes jeden, der es mit dem Wort und dem Werk Christi redlich meynt, zurückbringen von aller Theilnahme an jener leichtsinnigen Ansicht, die gern alles, was die Ehe betrifft, nur behandeln möchte als eine bürgerliche Angelegenheit! Möchten wir nur mit vereinten Kräften auf alle Weise aller Art von Herzenshärtigkeit entgegenarbeiten, welche die Gottgefälligkeit der Ehe in ihrem Ursprung und ihrem Fortgange gefährdet! Damit alle Ehen, welche die christliche Kirche segnet, im Himmel geschlossen seyen, und es unter uns keine Macht der Sünde mehr gebe, welche sie zu trennen vermöge. Amen.

III.

Ueber die christliche Kinderzucht.

Erste Predigt.

M. a. Z. Die christlichen Häuser, gegründet durch den heiligen Bund, über den wir bisher geredet haben, sind nach der göttlichen Ordnung bestimmt, die Pflanzstätten des künftigen Geschlechtes zu seyn. Da sollen die Seelen der Jugend, welche nach uns den irdischen Weinberg Gottes bauen wird, gebildet und entwickelt, da soll in ihnen das Verderben, welches ihnen als Kindern sündiger Menschen einwohnt, gezügelt, und ihre Reinigung von demselben angelegt, da soll die Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Gott in ihnen geweckt, da sollen sie zur künftigen Tüchtigkeit in jedem guten Werke durch Zucht und Anstrengung vorgeübt werden. Was könnte uns also näher liegen, als jetzt auch über dies wichtigste Geschäft christlicher Eltern mit einander zu reden. Doch es ist nicht allein der Eltern Geschäft, sonst möchte auch dieser Gegenstand minder hieher gehören; denn wir sind ja nicht alle Eltern und von Gott gesegnete Eltern, die wir uns hier versammeln, auch nicht alle eigentliche Erzieher und Lehrer. Sondern, m. gel. Fr., es gilt auch hier das große allgemeine Gesetz des menschlichen Lebens, daß nicht zwei oder drei genügen, ein gottgefälliges Werk zu fördern. So erziehen auch nicht die Eltern allein, oder mit ihnen nur die,

von welchen sie sich ausdrücklich Hilfe leisten lassen beim Unterricht und der Aufsicht. Vielmehr wie wir alle näher oder entfernter mit der Jugend leben und auf sie einwirken, wie es als Glieder der christlichen Kirche uns allen am Herzen liegt, daß christliche Gesinnung und Kraft in der Jugend erweckt werde: so können wir auch mit Recht sagen, das gesammte junge Geschlecht unter uns werde erzogen von den gesammten älteren, und es liege uns allen ob, auf die rechte gottgefällige Weise dazu das Unsrige beizutragen.

Aber wie schwierig erscheint es, einen Gegenstand wie diesen im Allgemeinen zu behandeln, auf die Art, wie es sich in unseren Versammlungen geziemt. Denn wie läßt sich über ein so weitläuftiges Gebiet menschlicher Weisheit und Kunst in wenigen einzelnen Vorträgen auf fruchtbare Weise reden! und wie unendlich verschiedene Ansichten davon muß man voraussezen, welche also erst müssen geeiniget werden. Indeß ein Gebäude menschlicher Weisheit und Kunst über die Erziehung unserer Kinder aufzurichten, das würde uns hier auch gar nicht ziemen, sondern nur darauf kommt es an, solche Ueberzeugungen in uns zu erwecken und zu befestigen, die uns in jedem Augenblick richtig zu leiten vermögen. Und wenn wir nur dies wollen, werden uns auch die entgegengeseztesten Meynungen weniger stören. Denn, wenn freilich Einige glauben, der Mensch sey so ganz ein Werk der Erziehung, daß wenn man es nur gehörig darauf anlege, recht kunstreich alles berechne und in einander füge, man aus jedem Kinde alles machen könne, was man wolle, jede Naturgabe aus demselben herauslocken durch Uebung und eben so jede Fertigkeit in dasselbe hineinbilden; und wenn Andere hingegen, vielleicht eben so träge und nachlässig als jene hoffährtig sind und vielgeschäftig die Meynung aufstellen, wir vermöchten mit aller unserer Mühe und Kunst am Ende doch nichts gegen die Gewalt der Natur; was wir mühsam gebau-

in langer Zeit, das stürze oft der Zögling, wenn er anfange, mehr sich selbst überlassen zu seyn und seine innere Natur sich frei entwickeln könne, durch einen einzigen Entschluß nieder; und eigentlich müsse doch jeder das Werk seiner Heiligung und seiner Ausbildung soviel überhaupt davon dem Menschen zustehe, selbst fördern: so scheint es allerdings, als ob man unmöglich zu diesen beiden zugleich reden könne. Allein wenn ich nun den Lezten sage: So wenig ihr euch auch von der Erziehung versprechen mögt, wenn ihr doch darauf bedacht seyd, mit denen, die schon erwachsen sind, in jedem Verhältniß euch nach Gottes Willen zu betragen, so müßt ihr doch noch mehr darauf bedacht seyn, euch nach Gottes Willen zu betragen gegen eure Kinder, und davon allein wollen wir mit einander reden; und wenn ich zu den Ersten spreche: So viel ihr auch meynt, ausrichten zu können, eben wenn ihr glaubt, Alles in eurer Hand zu haben, werdet ihr doch nicht meynen, es sey alles an sich gleichgültig und eurer Willkühr anheimgestellt, sondern es gebe einen Willen Gottes, den ihr müßt zu treffen suchen: so werden das wol beide zugeben, wenn sie anders als Christen reden wollen. Weiter aber können wir doch hier nichts wollen, m. Gel., und aus einem andern Gesichtspunkt über keinen Gegenstand reden; wir konnen nur fragen: Was ist denn bei der Erziehuug der Kinder in Gott gethan? wenn wir das nicht verfehlen wollen, was ihretwegen der Wille Gottes an uns ist, was müssen wir am meisten vermeiden, worauf müssen wir am meisten sehen? Mit diesen Ueberlegungen wollen wir denn heute unter Gottes Beistand den Anfang machen.

Text. Koloss. 3, 21.

Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, daß sie nicht scheu werden.

Es ist gewiß merkwürdig, m. a. Fr., daß der

Apostel hier, wo er über alle Verhältnisse des häuslichen Lebens redet, von diesem großen Gegenstande, der Kinderzucht, da er doch manches andere ausführlicher abhandelt, gar nichts sagt, als die verlesenen Worte. Und auch in einem ähnlichen Zusammenhange im Briefe an die Epheser finden wir zwar noch eine Ermahnung hinzugefügt, die wir auch nächstens zum Gegenstand unserer Betrachtung machen wollen; aber auch dieser geht dort eben das voran, was wir hier gelesen haben. „Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn, denn erbittern und zum Zorne reizen, ist doch gewiß dasselbe. So muß denn wol unter allem, was wir zu vermeiden haben bei der Führung unserer Kinder, dieses das Wichtigste seyn, weil ja die heilige Schrift des neuen Bundes dieses allein so bestimmt heraushebt; ja es scheint beinahe, als ob, wenn nur darüber recht gewacht wird, alles übrige dann weniger könne zu bedeuten haben. In dieser Hoffnung also, daß wir das Wichtigste gewiß werden getroffen haben, wollen wir heute eben diese Warnung, unsere Kinder nicht zu erbittern, uns recht ans Herz legen.

Wie wir aber offenbar in dem Verhältniß zu der Jugend uns nicht bloß geben, sondern auch empfangen, nicht nur wir sie bilden sollen und leiten, sondern sie auch uns von Gott gegeben ist zu unserer Stärkung und Freude: so glaube ich, werden wir den Sinn des Apostels nur dann in seinem ganzen Umfange verstehen, wenn wir zuerst bedenken, was diese Warnung bedeutet in Bezug auf dasjenige, was wir den Kindern seyn sollen, zweitens aber auch von welcher Wichtigkeit sie ist für das, was die Kinder den Eltern seyn sollen.

I. Indem ich mir nun die Frage aufwarf bei Betrachtung unsers Textes, weshalb wol unter allem, wovor zu warnen war, dem Apostel grade dieses das Wichtigste schien, daß die Jugend nicht erbittert werde: so schien mir, er müsse sich dabei gedacht haben, eben

dieses sey, wenn es geschehe, das Unnatürlichste von allem und das Verderblichste von allem. Und davon nun möchte ich euch, m. a. Fr., eben so überzeugen, wie der Apostel mich davon überzeugt hat.

Der Mensch hat der Feinde in seinem Innern gar manche; das Verderben ist dem menschlichen Herzen unter vielerlei Gestalten eingepflanzt, und entwickelt sich früher oder später in jedem nach dem Maaß und in der Gestalt, wie es in seiner Gemüthsart angelegt ist. Und nur selten sind verhältnißmäßig die Beispiele einer späten Entwicklung sündlicher Neigungen; selten nur geschieht es, daß, während sich unter väterlicher und mütterlicher Zucht und Lehre viel Gutes und Schönes in den Kindern entfaltet, noch gar nichts geahnet werden kann von dem Verderben, welches in ihnen glimmt, sondern dieses dann erst plötzlich und unaufhaltsam hervorbricht, wenn die Seele von den Reizen eines leidenschaftlich bewegten Lebens ergriffen wird. Gewöhnlich vielmehr hat sich schon alles, was gefährlich werden wird, deutlich genug in den jungen Gemüthern gezeigt, ehe sie das väterliche Haus mit dem größeren Schauplatz der Welt vertauschen. Wenn sie nun während dieser Zeit unter der genauesten Sorge und Obhut derer bewahrt gewesen sind, denen von Gott und der Natur Gewalt über sie gegeben ist; wenn alle Einwirkungen auf ihre Seele mehr oder minder durch diese vermittelt waren, gewinnt es dann nicht sehr bestimmt das Ansehn, als ob alle Untugenden und Fehler, welche sich eingeschlichen haben, wie während des Lebens der Kinder mit den Eltern, so auch durch dasselbe zum Vorschein gekommen wären? Ja ich glaube auch, daß christliche Eltern, die aufrichtig vor dem Herrn wandeln, sich von diesem Vorwurf nicht werden zu reinigen wagen. Schlummerten in den Kindern dieselben Anlagen wie in uns, nun so war es gradehin unser Beispiel, was nachtheilig wirkte, die alte Sünde lockte die junge

hervor; waren es eher entgegengesezte, so ist es gewöhnlich der Widerstand gegen die Verlezungen, welche unsere Fehler ihnen drohen, der die ihrigen in Thätigkeit sezt; ja wie oft sehen wir selbst die Zärtlichkeit der Eltern, wenn sie eine falsche Richtung nimmt, nur die Entwicklung verkehrter Neigungen und leidenschaftlichen Wesens in den Kindern begünstigen. Das alles ist leider beklagenswerth genug, es ist demüthigend, wir sollen sollen es auch nicht rechtfertigen wollen, weil es unläugbar unsere Verschuldung ist und die Grenzen unserer Heiligung und Weisheit anzeigt; aber wie wir es täglich vor uns sehen, und nur den als den Glücklichsten preisen, dem es am wenigsten begegnet, so finden wir es doch menschlich und natürlich. Aber wenn die Kinder im Leben mit uns erbittert werden, und aus der Erbitterung Scheu entsteht und verhaltener Widerwille, und was sonst noch damit unvermeidlich zusammenhängt, und dem Apostel zu widrig war, um es besonders anzuführen; das ist das Unnatürlichste von allem. Denn die Erbitterung, m. Gel., ist eine feindselige Bewegung, sie ist also nicht ohne eine Verminderung oder vielmehr, um es grade heraus zu sagen, ohne ein wenn auch nur augenblickliches Ausgelöschtseyn der Liebe in den Kindern möglich. Nun haben wir es neulich gefühlt, wie unselig und auch unnatürlich es ist, wenn in der Ehe statt der Liebe oder auch nur neben der Liebe Uneinigkeit und Unfrieden entsteht; aber doch müssen wir bedenken, daß Eheleute sich erst mit einander verbinden, wenn alle Anlagen und Fertigkeiten in ihnen schon ausgebildet sind, und daß sie gar manches einer an dem andern erst später wahrnehmen können, was dann unerwartet hervorbrechend den Frieden stört. Wir müssen in Anschlag bringen, daß Ehegatten sich oft aus weit von einander entfernten Kreisen hervorsuchen, und gar leicht jeder für den andern etwas Fremdes mitbringen, woran sie sich nur allmählig gewöhnen. Wie ist nun das alles zwischen Eltern und Kindern noch ganz

anders! Das ganze Wesen der Kinder ist den Eltern auf das Ursprünglichste verwandt und angehörig, tausend Aehnlichkeiten sprechen uns daraus an auf das auffallendste, und mit jeder solchen Entwicklung scheinen Einverständniß und Liebe sich mehren zu müssen. In der unmittelbarsten Nähe der Eltern wachsen die Kinder heran; der erste Blick des Kindes fällt auf das liebende Auge der Mutter, sie ist es, von der das erste frohe Lächeln des Säuglings gleichsam bemerkt zu werden wünscht, und das Erste, was die Mutter es mittheilend lehrt, ist den Vater kennen und lieben; und je mehr die jungen Seelen sich entfalten, um desto mehr müssen sie fühlen, wie ihnen alles von den Eltern und durch sie kommt. Hier ist also das innigste ungestörteste Heiligthum der Liebe; und wenn hier dennoch in den Kindern, die ja ursprünglich ganz Liebe und Anhänglichkeit sind, Entfernung, Zorn, Unwilleu entsteht; wenn die Liebe, die nie auszurotten ist in ihrem Gemüth, statt sich denen zuzuwenden, die ihnen von Gottes und der Natur wegen, die Nächsten sind, eher auf fremdere Gegenstände ablenkt; so daß sie irgend von Andern ertragen können, was von den Eltern sie erbittert: so ist das gewiß das Unnatürlichste, was erfolgen kann. — Und eben so ist es auch verhältnißmäßig unnatürlich, wenn sich die Kinder gegen andere Erwachsene erbittern, welche auf ihr Leben einwirken und an ihrer Entwicklung mit arbeiten. Denn wenn auch nicht von Natur ihnen eben so verwandt, so sind sie ihnen doch von den Eltern gegeben; und wirken sie mit diesen zusammenstimmend, so sind sie mit in den heiligen Naturkreis hineingezogen; das Kind fühlt sich durch sie gefördert und unterstüzt, und daraus muß eine Anhänglichkeit entstehen, die auch manches Versagen und manche Zumuthung ertragen kann. So finden wir es auch, wenn nur alles den reinen menschlichen Gang geht; und das Gegentheil erregt uns immer die widrige Empfindung des unnatürlichen.

So wie es nun aber das Unnatürlichste ist, so ist es auch das Verderblichste. Ist es einmal das Loos, dem wir nicht entgehen können, und welches nur den Frömmeren, Erfahrneren und Weiseren minder hart betrifft, daß wir durch unsere Schwachheiten und Fehler helfen müssen die fehlerhaften Anlagen unserer Kinder ans Licht bringen; ist auch das unvermeidlich, daß wir manches nicht sogleich, wie es sich in ihnen gestaltet, bemerken, und wenn wir es auch bemerken, doch nicht gleich zu behandeln vermögen, sondern erst warten müssen, bis es auch äußerlich hervortritt und ihnen selbst gezeigt werden kann: so kommt dann, soll unser Werk gedeihen, alles darauf an, wie sie sich uns zur Heilung hingeben, wie sie uns vertrauen, daß wir es wohl meynen und machen, auch mit manchem, was ihnen schwer eingeht. Ist auch manches verabsäumt worden in den ersten Anfängen; wol, wenn wir nur, sobald uns die Augen aufgehen, und wir sehen, welches Unkraut der Feind gesäet hat, während wir schliefen, uns gleich muthig ans Werk geben, und sicher sind, ein vertrauendes Herz zu finden, welches glaubt, wenn wir weinen, müsse es auch eine Ursache geben zu Thränen, wenn wir erschrecken, müsse wirklich Gefahr da seyn, wenn wir harte Mittel wählen, könne mit leichteren nicht geholfen werden! Steht es so, so ist noch nichts verloren; wir haben an dem ehrfurchtsvollen Vertrauen der Kinder einen Bundesgenossen in dem Plaze selbst, den der Feind eingenommen, und den so vereinten Kräften wird auch der Feind weichen müssen. Ja haben wir auch, wie uns das begegnen kann und oft begegnet, einen falschen Weg eingeschlagen: so ist noch nichts verloren, wenn nur, sobald wir merken, daß wir neues Unheil erzeugt haben, indem wir einem alten entgegen arbeiten wollten, wir muthig umkehren und von vorne anfangen. Zeit kann verloren seyn, manche Freude kann verloren seyn oder weiter hinausgesezt; aber in der Sache

ist nichts verloren, denn die Streitkräfte gegen das Böse sind nicht verringert, wenn nur die Liebe nicht erloschen ist, und das Vertrauen feststeht. — Aber wie ganz anders, m. gel. Fr., ist es dann, wenn das, was sich ohne unser Wissen vielleicht aber gewiß nicht ohne unsere Schuld in die Herzen der Kinder eingeschlichen hat, das bittere feindselige Wesen selbst ist: woher kommt uns dann noch der Muth? Welche Zuversicht kann uns beseelen? Wo sollen wir anknüpfen? Wenn das Salz dumm geworden ist, womit soll man salzen? Wenn die Liebe erloschen ist und das Vertrauen erblichen, wo ist dann der Schlüssel, mit dem wir uns die Herzen wieder öffnen können? Wo ist der Zügel, an dem wir die jungen Gemüther von dem Wege des Verderbens ablenken wollen? Die Antwort ist leicht gegeben; leider dürfen wir nicht weit suchen, wir werden sie in vielen vernachläßigten und verworrenen christlichen Häusern finden. Denn haben sich die Herzen der Kinder gegen uns erbittert, und sind sie dadurch scheu geworden; hat sich das natürliche Vertrauen in einen dumpfen Argwohn verkehrt, als ob wir überall das Unsrige suchten und nicht das Ihrige: so kann dieser bösartige Feind selbst zwar auch noch, Gott sey Dank, aber nur auf Eine Weise überwunden, er kann nur gleichsam ausgehungert werden, indem wir ihm alle Nahrung entziehen. Nur eine lange Reihe von Erfahrungen des Gegentheils, von welchen selbst das kalt und argwöhnisch gewordene Herz nicht mehr die Vermuthung aufstellen kann, wir wollten sie nur wiedergewinnen und umlenken, kann den Argwohn allmählig austilgen, und der Liebe in ihnen wieder Raum verschaffend auch uns den Zugang zu den versperrt gewesenen Herzen wieder öffnen. Unerschöpfliche Geduld gehört dazu, die völligste Selbstbeherrschung, die reinste Selbstverleugnung, ein langsamer und mühevoller Weg, und dieser glaube ich nicht, daß er in allen christlichen Häusern eingeschlagen wird, wo die Kinder durch Erbit-

terung scheu geworden sind. Aber wenn wir nun auch auf diesem langsamen und mühevollen Wege allmählig einen Schritt nach dem andern gewinnen; unterdeß haben wir gegen andere Gestalten des Verderbens zu kämpfen, die deßhalb, weil das natürliche Verhältniß der Liebe gestört ist, nicht säumen werden, sondern nur desto mannigfaltiger sich erzeugen und desto schneller überhand nehmen; und was bleibt nun gegen diese übrig, wenn die Ermahnung kein geneigtes Ohr findet, und die heilsamen Uebungen, die wir den Kindern auflegen möchten, keinen lenksamen Willen? Ja dann beibt nichts anders übrig als der rauhe Weg der Gewalt; und das ist es eben, was wir leider häufig genug um uns her sehen. O ein gefährlicher Weg! Wie wenig durch Gewalt auf Menschen gewirkt werden kann, das sehen wir genugsam in anderen menschlichen Verhältnissen, und finden uns wie durch einen geheimen Zauber immer im Bunde gegen die rohe Gewalt und ihr Werk. Und mit Recht. Denn je weniger ein Mensch der Gewalt weicht, um desto deutlicher zeigt er, daß kein knechtischer Sinn in ihm lebt, daß er sich des Edeln über die Gewalt erhabenen in seiner Natur bewußt ist; und je mehr einer strebt, durch Gewalt auf andere zu wirken, um desto deutlicher zeigt er, daß er Vernunft und Liebe, wodurch allein der Mensch gelenkt werden soll, nicht in sich trägt oder nicht anzuwenden versteht. Und wir sollten die Gewalt einführen in das friedliche Heiligthum unserer Häuser, und sie anwenden bei unsern Kindern, in einem Alter, wo sie der Einwirkungen der Vernunft und der Liebe schon fähig sind? In ihr Inneres, worauf wir doch eigent ch wirken wollen, kann die Gewalt nicht eindringen; sie kann nur die äußeren Ausbrüche ihrer Fehler zurückhalten, die uns beschwerlich sind und störend. So können wir durch Gewalt uns selbst gegen sie schüzen, und thun das mit Recht, wenn wir leider in diese Nothwendigkeit versezt sind; aber erziehen können wir gar nicht durch

Gewalt. Ihre Fehler werden nur desto tiefere und festere Wurzeln schlagen, wie eine Pflanze, deren üppiger Wuchs nach oben beschnitten wird. Ja auch jemehr wir jenes Aeußerliche erreichen, desto mehr schon betrüben wir uns billig, weil uns dadurch die Knechtschaft kund wird, in die unsere Kinder versunken sind. Darum sind es auch gewöhnlich wir Eltern, die in diesem Kampf der Gewalt ermüden, früher oder später die Kinder ihrem eigenen Wege und der göttlichen Erziehung überlassen, und traurig ja gleichsam besiegt zurückbleibend nichts mehr haben, womit wir sie begleiten, als für sie fromme Wünsche, von denen wir nicht wissen, ob sie nicht vergeblich sind, und für uns reurige Thränen, die höchstens nur uns und Andern eine Warnung werden können für die Zukunft.

So sehr, m. gel. Fr., hat der Apostel Recht gehabt, in Bezug auf das, was wir an unsern Kindern thun sollen, diese Warnung vor allen herauszuheben. Denn wird nur dieses verhütet, daß die Kinder nicht scheu werden, so ist leicht auch alles Andere wieder gut zu machen; ist aber dieses Unglück geschehen, so ist auch alles Andere zugleich verdorben und verloren.

II. Allein, m. gel. Fr., nicht allein davon laßt die Rede seyn, was wir als diejenigen, denen Gott die Herzen der Jugend anvertraut hat, nach seinem Willen für diese zu thun haben, sondern eben so sehr auch davon, was nach seiner Anordnung die Jugend für uns seyn soll. Denn daran hoffe ich Niemanden unter uns etwas Neues zu sagen, sondern vielmehr, daß ich mich auf die erfreuliche Erfahrung eines jeden berufen kann, wie viel Segen für uns Erwachsene ist in dem Zusammenseyn mit der Jugend, wie dieses mehr als alles Andere uns frisch und fröhlich erhält, daß das mannigfaltig angefochtene Herz guter Dinge bleibt in seiner Arbeit; und wie wir zugleich hiedurch vorzüglich gereiniget werden von verwirrenden Leidenschaften und weiter gebracht

auf dem Wege der Heiligung. Aber freilich nur ein liebevolles und gottgefälliges Zusammenseyn kann dieses bewirken; wie hingegen alle diese Segnungen verloren gehen, wenn wir die jungen Gemüther erbittern, davon werden wir uns gewiß alle überzeugen, wenn wir überlegen, wodurch eigentlich die unter uns aufwachsende Jugend uns solche Vortheile gewähren könne.

Laßt uns zuerst daran denken, daß die gesellige Welt um uns her uns einen ewig bewegten Schauplatz, ein Gedränge von mannigfaltig verworrenen Verhältnissen darstellt, worin jeder sich bei jedem Schritte mehr gehemmt fühlt als gefördert, und nach allen Seiten umschauen muß, daß er nicht anstoße oder angestoßen werde. Davon wird jeder Zeugniß ablegen müssen, wandle nun einer in den höheren oder in den niederen Kreisen; die Sache kann sich äußerlich hier so dort anders gestalten, im Wesentlichen ist sie dieselbe. Wenn wir im Vergleich mit diesem Zustande vom Hörensagen her eine stille Einfalt früherer Zeiten klagend zurückwünschen, so laßt uns bedenken, daß das nicht in unserer Macht steht, und daß diese nicht beibehalten werden konnte, wenn die Gemeinschaft der Menschen sich nach allen Seiten hin erweitern sollte; denn jene Einfalt beruhte nur auf einer größeren Abgeschlossenheit einzelner Kreise und Gegenden für sich. Die Gemeinschaft der Menschen aber soll sich nach Gottes Absicht immer mehr erweitern schon deshalb, um von allem Andern zu schweigen, damit das seligmachende Wort Gottes je länger je mehr überall hinreichen und alle Menschen von allerlei Volk, so noch fremd waren, ergreifen könne; je mehr indeß diese Gemeinschaft sich erweitert, um desto schwieriger wird der Lebensweg eines jeden, um desto mehr muß jeder sich vorsehn, daß er sich nicht in seinen eigenen Bestrebungen verwickle, um desto mehr wird jeder theils verflochten in die Sorgen und Fehltritte Anderer, theils mit bewegt durch Anderer Wünsche und Leidenschaften. Aus diesen

Irrsalen der Geschäftigkeit, aus dieser Mannigfaltigkeit von Vorbauungsmitteln und Entwürfen, aus diesem störenden Verkehr mit allen eitlen und selbstsüchtigen Gemüthsbewegungen der irdisch gesinnten Menge, wohin hat sich der Fromme, der sich die Stille und Ruhe des Gemüths bewahren will, zurückzuziehen, als zunächst jeder in den engen Kreis seines Hauses? Da soll uns die ursprüngliche ruhige Gestalt des Lebens wieder entgegen treten, da sollen wir das bunte Treiben der Welt, so lange es geht, vergessen, es soll uns wieder lebendig werden, daß Gott den Menschen einfältig geschaffen hat; an einem lieblichen Bilde einfacher ungefärbter Fröhlichkeit sollen wir uns wieder erquicken und stärken. Aber von wem vorzüglich können wir diese Hülfe erwarten? Nicht von den erwachsenen Hausgenossen, die entweder schon selbst untergetaucht sind in die Beschwerlichkeiten und Sorgen des Lebens, oder deren Theilnahme an uns so erfahrungsreich ist, daß ihrem geschärften Auge nicht leicht entgeht, wo uns etwas Niederschlagendes oder Begünstigendes begegnet ist. Diese führen uns natürlich nur zu oft wieder auf das zurück, wovon wir uns loszureißen wünschten. Sondern diese nothwendige Vergessenheit der Welt kann uns nur die noch sorgenlose heitere Jugend um uns her einflößen, die, wenn wir zurückkehren in den häuslichen Kreis, nichts an uns sieht als unsere Freude, wieder da zu seyn, und selbst nichts fühlt, als daß sie uns entbehrte und nun wieder hat. Welche stärkende Kraft in dieser heitern Einwirknng liegt, die uns auf einmal mitten in die ursprünglichsten Verhältnisse des Menschen hineinzieht, wie schnell dadurch alle Spuren auch des geschäftigsten und verwicklungsreichsten Lebens aus der Seele hinweggewischt werden; selig ist, wer dies täglich erfährt. Aber diese Seligkeit ist nothwendig für den verloren, in dessen Hause die jungen Gemüther erbittert sind, denn er findet daheim noch trübseligere Verwirrungen vor, als er draußen zurückgelassen

hat. Denn wodurch auch die Erbitterung der Kinder gegen einen Erwachsenen möge entstanden seyn, ehe sie hat entstehen können, muß das vorangegangen seyn, daß er sie mit ihren Angelegenheiten als geringfügig und unter seiner Beachtung von sich gewiesen hat, daß sie bei ihm keine Erwiederung gefunden haben, wenn sie ihm unbefangen ihre Empfindungen äußerten, daß er seine wechselnden Stimmungen, statt sie draußen abzuschütteln, mit in das Haus hineingebracht und sie auf eine launenhafte Weise geäußert hat, statt sich durch Hingebung ganz davon zu befreien. Ohne eine solche Kälte von unserer Seite, ohne eine solche Ungleichheit des Betragens und vor derselben entsteht keine Erbitterung. Ist diese aber entstanden und ist die Tugend scheu geworden: dann natürlich ist auch ihre Unbefangenheit verloren, und sie ist selbst schon Theilnehmerin geworden der Sorge und der Vorsicht. Die Fröhlichkeit, mit der die Kinder uns entgegenkommen würden, ist gedämpft durch das Gefühl, daß wenn wir kommen nicht nur ein verehrter Gegenstand wiederkehrt, sondern auch ein gefürchteter; sie verschließen sich in ängstlicher Erwartung, welche Stimmung sich offenbaren werde, und für jede haben sie irgend etwas sorgsam zu verheimlichen. Wie dadurch alles Peinliche des Lebens draußen, ja beinahe alle Unwürdigkeiten, die uns dort aufstoßen, sich bis in das Innerste des Hauses fortpflanzen und es entweihen, wie wir uns dadurch der erquickendsten Stärkung verlustig machen, die wir im häuslichen Leben durch unsere Kinder haben: wehe dem, der das, wenn auch nur bisweilen, erfährt und nur von einem oder dem anderen der Kleinen, die Gott ihm gegeben, es erlebt!

Wie aber die größere Gesellschaft, der wir angehören, ein gar verworrenes Wesen ist, so ist sie eben dadurch schon aber auch sonst noch überdies ein höchst unvollkommnes. Dieses bedarf gewiß keiner Nachweisung oder Erörterung; jeder fühlt es; aber hoffentlich

auch je mehr es einer fühlt, desto tiefer wurzelt in ihm ein Verlangen, welches dem Vollkommenen zugewendet bleibt. Wiewol wir nun hier im Glauben leben und nicht im Schauen: so können wir uns dennoch, wie kein Schauen, in welchem nicht immer noch Glauben zurück bleiben müßte, so auch keinen Glauben vorstellen, in welchem nicht schon irgend ein wenn gleich dunkles und schwankendes Schauen enthalten wäre. So mögen wir denn auch beseelt von dem Glauben, daß es besser werden wird auf Erden, in diese bessere Zukunft gern hineinschauen; und nichts stärkt uns so sehr zur Beharrlichkeit in jedem Kampf, zur Ausdauer bei jeder Anstrengung als ein solcher hoffnungsvoller Blick. Aber wie können wir die Zukunft schauen als nur in unseren Kindern? sie sind uns die Nächsten, denen wir ein Erbe beilegen können in einer besseren Ordnung der Dinge. Und um so lieber verlieren wir uns in dieses Gefühl, als wir durch die Worte des Erlösers selbst auf solchen Trost gewiesen sind, indem er ja in ähnlichem Sinne sagt, daß den Kindern das Himmelreich gehören werde, in welches die Erwachsenen damals nicht eingehen wollten. Darum, ist doch dieses einmal unvermeidlich unser Loos, daß wir unsere eigene und verwandte Schwächen in unsern Kindern sich entwickeln sehen: so möchten wir dafür auch die Kräfte sehen, die ihnen manchen Kampf erleichtern und manchen Sieg beschleunigen können; etwas möchten wir durch eignes Anschaun davon sehen können, was wir hoffen, daß die Söhne besser seyn werden, und weil besser seyn es auch besser haben, als ihre Väter. Und wie wir für die Zeit, wo wir das Ende unseres eigenen Wirkens auf Erden näher fühlen, Niemanden lieber gleichen möchten als jenem Erzvater Jakob der selbst in der Fremde, aber im Vertrauen auf die göttliche Verheißung das gelobte Land, welches seine Nachkommen besitzen sollten, schauend, und in seinen schon zum männlichen Alter herangereiften Söhnen die

späteren Enkel erblickend, jeden auf eine besondere Weise segnete, indem er das eines jeden eigenthümlicher Natur vorzüglich angemessene Gute auf ihn weissagend herabflehte — mit einem reicheren und erquicklicheren Bewußtseyn wenigstens kann der Mensch den Schauplaz der Erde nicht verlassen, als wenn einer jedem unter den Seinigen seine besondere Stelle anzuweisen vermag in den Geschäften des Reiches Gottes und seinen eigenthümlichen Genuß an den Gütern desselben — wie nun dies für die Zeit unsers Abscheidens tröstlich ist: so giebt es auch jezt schon, so oft die Verhältnisse des Lebens uns ermüden und unsere Thätigkeit uns Leid machen, kein erhebenderes Mittel als solche Aussicht auf das, was unsere Kinder werden leisten können und was ihnen zu Theil werden wird. Allein wie diese prophetische Anschauung bei Jakob nicht allein die Frucht seines Glaubens an das feste göttliche Wort war, sondern dazu auch seine genaue Kenntniß von allen Eigenschaften der Seinigen gehörte: so können auch wir zu einer solchen trostvollen Ahnung nur gelangen, wenn uns das Innere unserer Kinder aufgeschlossen ist, wenn wir in die Tiefen ihres Gemüthes hineingedrungen sind, und auch alle Falten ihres Herzens durchschaut haben. Und wie sollte das möglich seyn, wenn wir nicht in froher Eintracht mit ihnen gelebt haben, wenn sie nicht unbefangen und aufrichtig vor unseren Augen gewandelt sind? Hier also finden wir uns wieder bei der Warnung unseres Textes. Der Natur nach soll es kein zuverläßigeres Urtheil geben einer menschlichen Seele über die andere, als das der Eltern über ihre Kinder; aber das gilt nur, wenn das Verhältniß natürlich bleibt und rein. Je mehr Spannung zwischen uns und ihnen statt findet, um desto leichter werden wir uns über sie irren. Sind sie durch Erbitterung scheu geworden, so verschließen sie uns den Zugang zu ihrem Inneren, eine Rinde umzieht das junge Gemüth, durch welche oft auch das Auge der Weisheit und der Liebe nicht

hindurchdringen kann. Dann schwankt unser Urtheil wie unser Gefühl, keine frohe Ahnung über ihre Zukunft kann uns gedeihen, und wir berauben uns selbst des kräftigsten Trostes, der uns so nöthig ist, wenn wir uns von den Unvollkommenheiten der Gegenwart gedrückt fühlen.

So ist es daher, m. a. Fr., auf beiden Seiten. Das Beste geht verloren für unsere Kinder und für uns selbst, wenn wir sie erbittern. So wie sie ihrerseits sich gegen das Bitterwerden nicht besser schüzen können, als durch den ehrfurchtsvollen Gehorsam, der das erste Gebot ist, welches Verheißung hat: so laßt uns unsrerseits nie weichen von der hingebenden Liebe gegen die Kinder, welche nie das Unsrige sucht, sondern nur das Ihre, und welche in der Klarheit und Ruhe, die uns aus einem ungetrübten Leben mit dem jungen Geschlecht so natürlich entsteht, ihren unmitelbaren Lohn hat. Sollte ich aber noch weiter gehen und angeben, wodurch denn vorzüglich die Kinder pflegen erbittert zu werden, damit dieses desto sicherer verhütet werde; so würde uns das weit über die Grenzen und über die eigenthümliche Art unserer Betrachtung hinausführen. Daher kann ich nur das Allgemeine wiederholen: seyd wachsam, merkt auf die ersten Anfänge und kehrt bei Zeiten um, wenn ihr im Begriff seyd, einen falschen Weg einzuschlagen. Denn wie vortrefflich es auch wäre, wenn wir recht genaue und sichere Regeln hierüber hätten; wer möchte sich wol zutrauen, sie alle beobachten zu können? wer könnte sich rühmen, so sehr Herr aller Bewegungen seines Gemüthes zu seyn, daß er sicher wäre, alles zu vermeiden, was den Vorschriften, die er sich selbst gegeben, zuwiderliefe? Nein, auch beim gründlichsten Wissen werden wir dem nicht entgehen können, daß nicht einzelne Augenblicke vorkommen im Leben, wo wirklich irgend etwas in uns ist und hervortritt, was wir im Allgemeinen als Ursache zur Erbitterung anerkennen müssen. Allein auch das sey nicht gesagt, um die Herzen der

Gläubigen kleinmüthig zu machen. Wenden wir nur bei Zeiten um, und ist es uns Ernst, uns selbst immer mehr zu zügeln: so wird auch das ohne Schaden seyn; die Gewährleistung aber für diese göttliche Vergebung liegt in einer zwiefachen Gabe, womit Gott die menschliche Seele ausgerüstet hat, daß sie nämlich von Anfang an auf der einen Seite ein vergeßliches Wesen ist, auf der andern Seite ein ahnendes. Ja vergeßlich ist das unverdorbene junge Gemüth vorzüglich für unangenehme Eindrücke, weil es nicht an die Furcht gewiesen ist zu seiner Erhaltung, sondern an die Liebe. Nur die herbe Wiederholung des Widrigen vermag der Jugend allmählig das Gedächtniß dafür zu schärfen. Daher können wir uns über das, was nur einzeln und zerstreut in dieser Hinsicht von uns gefehlt wird, leicht trösten mit dieser Gabe Gottes. Und eben so kommt uns das zu Statten, daß die menschliche Seele ein ahnungreiches Wesen ist von Jugend an. Bald lernen die Kinder unterscheiden, was in uns nur vorübergehende Bewegung ist und was feststehende Richtung. So wenig einzelne Zärtlichkeit und Gefälligkeit sie besticht, wenn Vernachläßigung oder Härte vorherrschen im Leben, eben so richtig werden sie, sollte auch menschliche Schwäche manches einzelne dazwischen bringen, was sie stören könnte, den herrschenden Sinn unseres Lebens herausfühlen, und in kindlicher Anhänglichkeit uns zugethan bleiben, wenn nur wir ihnen wirklich ergeben sind in treuer Liebe, wenn wir ernstlich ihr wahres Heil suchen, wenn wir unserm Leben mit ihnen den Werth und die Bedeutung beilegen, die ihm gebührt. Daß also nur das Ganze unseres Lebens und das Innerste unseres Herzens rein sey vor Gott und ihnen, daß uns nur ernstlich anliege, alles zu entfernen, wodurch die Liebe getrübt und die offne Einfalt verlezt werden kann: so wird es uns nicht begegnen, daß unsere Kinder erbittert und scheu werden; und dann kann Gottes Segen walten über dem ganzen heiligen Werk der Erziehung unter uns. Amen.

IV.

Ueber die christliche Kinderzucht.

Zweite Predigt.

Wenn wir, m. a. Fr., unsere Kinder ganz insbesondere, wie wir auch in unsern heutigen Gesängen gethan haben, mit in unser Gebet einschließen: so geschieht dies wol niemals lediglich in der Absicht, um ihr zeitliches Leben und ihr irdisches Wohlergehen mit allem, wovon es abhängt, der gnädigen Fürsorge Gottes zu empfehlen; sondern weit mehr noch, um Gedeihen von oben zu erflehen für die richtige und gottgefällige Entwicklung ihrer geistigen Kräfte. Dieses Gebet, m. G., ruht dann zuerst auf der demüthigen Ueberzeugung, daß wenn unsere vielfältigen einen so großen Theil unseres Lebens ausfüllenden Bemühungen um unsere Jugend ihr wirklich so gedeihlich werden sollen, als unser Herz es wünscht, sie ein Gegenstand der Wirksamkeit des göttlichen Geistes seyn muß; es ruht hernach aber auch zugleich auf dem frohen Vertrauen, daß sie das auch wirklich ist. Eben dieses Vertrauen ist es ja, vermöge dessen wir schon unsere Kinder in den ersten zarten Lebenstagen dem himmlischen Vater zur Aufnahme in die christliche Kirche, das heißt, in die Gemeinschaft des göttlichen Geistes, durch das Sakrament der Taufe darbringen; und so oft wir an einer solchen Handlung theilnehmen, bekennen wir

uns aufs neue zu jener Ueberzeugung und diesem Vertrauen. So sollten wir denn billig auch recht einträchtig seyn in unserm Wirken auf die Jugend, von welcher Art es immer sey, und dieses wichtige Geschäft sollte bei allen Christen eine und dieselbe Richtung nehmen. Denn ist der Geist Gottes in den Herzen unsrer Kinder geschäftig: was können wir anderes seyn wollen als seine Werkzeuge? Für ihn allein und in seinem Namen, nicht für uns, können wir an ihnen arbeiten. Aus dem heranwachsenden Geschlecht etwas bilden wollen zum Lohne oder zum Ebenbilde des veraltenden, das wollen wir denen überlassen, die sich selbst die Nächsten sind und die Höchsten, weil ihnen der herrliche Glaube an einen göttlichen Geist, der in den Menschen geschäftig ist, abgeht, und somit auch der Glaube an eine Fortschreitung in allem, was die eigentliche Würde des Menschen ausmacht. Wir, m. Gel., können aus unsern Kindern nur etwas machen wollen zu Gottes Ehre; sie sind uns der herrlichste Theil des Weinberges, an dem wir arbeiten sollen. Sie empfänglich zu machen für die göttlichen Einwirkungen des Geistes, der auch ihnen verheißen ist, indem wir auf der einen Seite zeitig alles in ihnen zu dämpfen suchen, was dereinst ihm widerstehen und ihn betrüben könnte, auf der andern die Sehnsucht nach dem, was nur durch seinen Beistand gedeihen kann, durch Wort und That in ihnen zu erregen bemüht sind; ihnen jedes menschliche Bild, das ihnen nachahmungswürdig vorschwebt, zu reinigen, und an jedem verwerflichen ihren Sinn zu schärfen, damit sie fähig werden, das Bild des Erlösers aufzunehmen und festzuhalten: das ist das Wesen aller christlichen Kinderzucht, das muß das Eigenthümliche seyn sowol überhaupt in unserm Leben mit dem jungen Geschlecht, als auch besonders in aller Liebe und Sorgfalt, die wir ihm widmen. Je weniger aber diese Liebe Selbstisches an sich hat, je weniger dieses ganze Bestreben von dem Zuge der Na-

tur allein ausgeht und abhängt, um desto mehr kann und soll auch beides uns allen gegen das ganze junge Geschlecht gemeinschaftlich seyn. Alle ohne Unterschied können wir, wie der Herr sagt, die Kleinen aufnehmen in seinem Namen, denn sie sind uns Allen immer vor Augen gestellt, wie er einst seinen Jüngern jenes Kind vorstellte; und wie es der herrlichste Segen Gottes ist, unmittelbar von ihm bedacht zu seyn mit einem Theile des jungen Geschlechtes, so kann es auch für diejenigen, die nicht so bedacht sind, kein würdigeres Ziel geben, als dieses große Werk auf jede Weise zu fördern, und nichts zu verschmähen, was ihnen davon zu Theil werden kann. In solchem brüderlichen Sinne laßt uns heute weiter über diesen Gegenstand miteinander nachdenken. Wir bitten dazu Gott um seinen Segen.

Text. Ephes. 6, 4.

Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

Mit derselben Vorschrift, m. a. Fr., die ich neulich aus einem andern Briefe des Apostels zum Gegenstand meines Vortrages gemacht hatte, denn nicht erbittern und nicht zum Zorne reizen ist doch offenbar dasselbe, finden wir hier eine andere verbunden. So wie jene erste alles aussprechen sollte, was wir nach des Apostels Meynung am sorgfältigsten vermeiden müssen in der Erziehung der Kinder: so, möchte ich sagen, soll diese zweite, die Kinder aufzuziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, alles enthalten, wovon der Apostel glaubt, daß es vorkommen müsse in unserm Leben mit der Jugend. Freilich wenn wir bedenken, wie vielerlei es ist, worauf wir Fleiß und Mühe verwenden in der Bildung und Unterweisung der Jugend, und wie wir Alle ohne Ausnahme doch nicht darauf allein ausgehen, daß sie fromm und christ-

lich gedeihe, sondern auch, daß sie zu jedem weltlichen Geschäft, welches ihr vorhanden kommen kann, geschickt werde, und daß was irgend löblich ist und anmuthig von Gaben des menschlichen Geistes sich in ihr entwickle: so kann uns auch hier scheinen, was der Apostel sagt, etwas Einzelnes und Unzureichendes zu seyn. Aber gewiß hat er geglaubt, nicht etwas Einzelnes und zufällig herausgerissenes gesagt, sondern das Ganze getroffen zu haben. Aus diesem Gesichtspunkte laßt uns die Worte des Apostels betrachten, ob nicht dennoch die ganze Grundlage jeder gottgefälligen Leitung der Jugend darin verzeichnet ist. Aber so müssen wir sie dann betrachten, daß wir fragen, was doch dazu gehört, damit alles, was wir an der Jugend thun, ihr auf der einen Seite zur Zucht gereiche, auf der andern zur Vermahnung zum Herrn?

I. Was also gehört dazu und was ist damit gemeynt, daß der unter uns aufwachsenden Jugend alles, was wir an ihr thun, was wir sie lehren, was wir ihr auflegen, was wir ihr geben und versagen, zur Zucht gedeihen soll? Vor allen Dingen nun müssen wir wohl erwägen, was doch der Sinn des Ausdruckes sey, auf den hier alles ankommt.

Zucht, m. l. Fr., ist nicht etwa, obgleich wir im gemeinen Leben öfters so zu reden pflegen, dasselbe wie Strafe, sondern ganz etwas anderes. Denn die Strafe folgt auf den Ungehorsam, die Zucht aber sezt den Gehorsam voraus; die Strafe giebt den Kindern nur zu leiden, die Zucht aber zu thun; die Strafe verknüpft bald mehr bald minder willkürlich mit dem Unrechten und Tadelnswerthen etwas Unangenehmes und Bitteres; die Zucht aber legt auf eine löbliche Anstrengung der Kräfte zum Leisten oder zum Entbehren, aus welcher von selbst eine innere Freude hervorgeht. Und wie aus dem Gesez nie etwas Besseres hervorgehen kann als die Erkenntniß

der Sünde, nicht aber die Kraft zum Guten; so kann auch aus der Strafe, deren Kraft auf der Furcht ruht oder auf der bitteren Erfahrung, nie etwas anderes entstehn als ein äußeres Verhüten der Sünde, nicht aber eine Abwendung des Herzens vom Bösen. Denn das Herz zum Guten hinzuneigen, das kann nur die Liebe bewirken, welche alle Furcht und mit ihr alle Kraft der Strafe austreiben soll. Die Zucht aber, indem sie mit ihren Uebungen darauf abzweckt, alle Erregungen des Gemüthes in Maaß und Besonnenheit zu erhalten, und die niederen Triebe der Natur unter die Herrschaft der höheren zu zwingen, bewirkt eine heilsame Erkenntniß von der Kraft des Willens und eine Ahnung von Freiheit und innerer Ordnung. Das ist die Zucht; und so sehr ist sie etwas ganz anderes als die Strafe, daß, wie jeder leicht zugeben wird, je mehr wir noch der Strafe Spielraum vergönnen müssen bei unsern Kindern zu einer Zeit, wo sie schon einer Aufregung des Willens und einer Erweckung der Schaam fähig sind, um desto unverwerflicheres Zeugniß wir ablegen gegen uns selbst, daß wir es versehen und zu wenig gethan haben in der Zucht. Denn fühlten wir, daß wir sie recht aufzögen in der Zucht, daß sie also nach allen Seiten begriffen wären in der Uebung der Selbstherrschaft, und lenksam durch das edlere Gefühl der Schaam: so würden wir nicht nöthig finden, die Furcht zu Hülfe zu rufen, um durch Ein Sinnliches das Andere zu dämpfen. Und eben so werden wir auch erfahren haben, daß je mehr die Zucht Raum gewonnen hat, um desto mehr die Strafe an Wirksamkeit verlieren muß, weil das junge Gemüth schon geübt ist, sich nicht bestimmen zu lassen durch den Reiz der Lust oder Unlust.

Wie nun aber die Zucht auf der einen Seite der Strafe entgegengesezt ist: so auf der andern auch ist sie entfernt von jener unthätigen Ruhe, in welcher leider so viele glauben, der freien Entwicklung ihrer Kinder zu-

sehen zu dürfen, ohne zu bedenken, daß Gott der Herr den Himmel zwar uns vor Augen gestellt hat, nur um ihn zu beschauen, und uns der Segnungen zu erfreuen, die aus seinen Kräften und deren Bewegungen uns zufließen, in die menschliche Welt auf dieser Erde aber uns nicht gesezt hat nur als Zuschauer, sondern als Herrscher in seinem Namen, als seine Werkzeuge, durch welche er, indem jeder Stärkere den Schwächeren und am meisten das reife Alter die Jugend leitet und bearbeitet, dasjenige, was seine Gnade dem menschlichen Geschlecht zugedacht hat, an demselben erfüllen will. Diese Herrschaft und Bearbeitung nun wird an der Jugend ausgeübt durch die Zucht; sind wir aber unthätig, so hindern wir die göttlichen Verheißungen. Und wenn, wo die Strafe vorherrscht, da auch schon die Hoffnung gleichsam aufgegeben ist, als könne sich der Geist Gottes der jungen Gemüther bemächtigen, indem man ja, als gebe es nichts Höheres, nur danach trachtet, jede Seite der sinnlichen Natur durch eine andere im Zaum zu halten: so herrschet da, wo man sich begnügen will, der Entwicklung der Jugend sorglos zuzusehn, wiederum eine falsche Hoffnung, welche nur gar zu leicht zu Schanden werden läßt. Denn entweder, wenn die Ermahnung allein auch die Stelle der Zucht vertreten soll, liegt dabei der leere Wahn zum Grunde, als könne das Wort alles thun, und es bedürfe nicht der That; oder, wenn die Sorglosigkeit nicht nur ohne That seyn soll, sondern auch ohne Wort, liegt ein verderblicher Wahn zum Grunde, entweder der, als könne eine Wirksamkeit des göttlichen Geistes auf die Kinder beginnen, ohne daß Gott sich dazu der Eltern und Anderer als seiner Werkzeuge bediene, oder gar der, als könne das Gute geweckt werden und sich entwickeln von Natur ohne jenen Geist, der in der Gemeine der Christen lebt und uns durch den Apostel zuruft, unsere Kinder aufzuziehen in der Zucht. Je mehr wir also auf der einen Seite entfernt sind von jener eben so knechti-

schen als tyrannischen Armseligkeit, welche sich mit dem begnügen will, was durch die Strafe zu erreichen ist; je mehr wir auf der andern uns frei halten von diesem verderblichen Wahn, der sich überhebt, als ob unsere Kinder in dem, worauf es uns am meisten ankommt, etwas werden könnten durch sich selbst: um desto mehr müssen wir erkennen und fühlen, was für ein Werth liegt in der Zucht. Aber wir müssen sie nicht nur als etwas Besonderes für sich in einzelnen Fällen üben, so oft uns an unsern Kindern ein Uebermaaß auffällt, welches gezügelt, oder eine Dürftigkeit, welcher aufgeholfen werden muß: sondern, wie der Apostel uns außer der Ermahnung nichts empfiehlt, als in der Zucht unsere Kinder aufzuziehen; so wird unsere Erziehung erst dann die rechte seyn, wenn alles, was wir an unsern Kindern thun, und alle Thätigkeit, die wir ihnen auflegen und gestatten, ihnen zur Zucht gereicht, und als Zucht und nicht anders ihnen aufgelegt und gestattet wird. Das klingt vielleicht sonderbar und überstreng, aber es ist eben so wahr, als es sich auch bei näherer Betrachtung milde zeigen wird und liebevoll.

Denn wo gäbe es wol christliche Eltern, welche nicht trachteten, so weit es nur ihre Lage gestattet, ihre Kinder unterweisen zu lassen in allerlei nützlichen Kenntnissen, und sie üben zu lassen in allerlei löblichen Künsten und Fertigkeiten. Auch tadeln wir gewiß alle, die das vernachläßigen, als solche, die sich schwer versündigen an ihren Kindern, und an dem Herrn, der sie ihnen anvertraut. Aber rühmen wir unbedingt alle, die es thun? Ich denke nicht; denn wenn wir sehen, daß Eltern, oder die an ihrer Statt sind, dieses thun auf eine gedankenlose Weise, wie es sich eben trifft, so entziehen wir, selbst wenn sie es gut getroffen haben, doch ihnen selbst das Lob, und rühmen nur die allgemein geltende gute Sitte und Ordnung, der sie gefolgt sind, wiewol sie nicht wußten, warum. Oder wenn wir sehen,

daß Eltern überlegt und nach Gründen handeln, rühmen wir sie dann gewiß *immer*, und sind uns *ihre* Gründe gleichgültig bei unserm Urtheil? Wenn Eltern, ohne abzuwarten, was für Neigungen und Fähigkeiten sich in ihren Kindern entwickeln werden, oder ohne diejenigen zu berücksichtigen, welche sich schon entwickelt haben, eigensinnig darauf beharren, sie auf dasjenige zu beschränken, was auf dem besonderen Lebenswege liegt, den sie selbst eingeschlagen haben, und ihnen nur dieses einimpfen wollen, damit sie ihnen selbst so ähnlich werden als möglich: klagen wir da nicht bitterlich über eine unchristliche Gewalt, welche der Jugend geschieht? Und die Jugend selbst, wenn sie weit genug vorrückt, um die Handelsweise ihrer Erzieher zu verstehen, muß es ihr nicht zur Störung und zum Aergerniß gereichen, wenn sie fühlt, wie viel Selbstsucht unter die Liebe ihrer Eltern und Versorger gemischt ist? — Oder wenn der Jugend schon durch die Art der Unterweisung und Uebung und durch die Gegenstände derselben ein bestimmter Lebensweg angewiesen wird, weil sich auf diesem lockende irdische Aussichten zeigen, weil mancherlei Gunst und Unterstützung diesen vor andern erleichtern und anmuthig machen kann, weil an seinem Ziele mehr als anderwärts Reichthum und Ehre winken: klagen wir nicht auch da über schwere Versündigungen einer ganz verblendeten Eigenmächtigkeit, die es darauf wagt, um eines ungewissen irdischen Nutzens willen, die Natur von dem abzuwenden, wozu sie Gott geschaffen hat, und sie durch Zwang zu verkrüppeln? und die Jugend selbst, muß sie nicht auch entweder verführt werden, dasjenige, wozu sie angehalten wird, an und für sich gleichgültig zu behandeln und gering zu halten, und nur den zeitlichen Gewinn für das Höchste zu achten, oder sie muß zum nicht mindern Schaden ihrer Seele Schiffbruch leiden an ihrer Ehrfurcht gegen diejenigen, denen sie doch folgen soll. — Ja selbst wenn Eltern sorgfältig den Spuren der Naturgaben nachgehn,

welche sich bei ihren Kindern entwickeln, aber dann alle Kräfte übermäßig anstrengen, um, als gelte es nur im Wettlauf, das Ziel so schnell als möglich zu erreichen, sey es auch auf Unkosten oft aller Lebensfreuden ihrer Kinder und mit Dranwagung alles bleibenden Gedeihens, doch die Freude zu haben, daß ihre Kinder der übrigen Jugend voranlaufen, damit ihre gute Erziehung glänze vor der Welt, man sehe nun auf die Strenge des Betragens ihrer Zöglinge oder auf die erworbenen Schätze der Kunst und Wissenschaft: wie thut uns das weh in der innersten Seele! wie jammert es uns, daß auch die edelsten Gaben der so geleiteten Jugend nur gereichen können zum eiteln unlautern Wandel! Sehen wir nun auf alle diese Abwege, m. Gel., wie schwer müssen wir es nicht finden, in dieser wichtigen Angelegenheit unser Gewissen rein zu erhalten! Und wie werden wir es allein unverletzt bewahren? Gewiß nur dann, wenn wir bei aller Unterweisung und Uebung der Jugend weder uns selbst ein irdisches Ziel stecken, noch auch ihre Aufmerksamkeit auf etwas Weltliches und Aeußeres hinlenken, welches dadurch erreicht werden soll; sondern abgesehen von allem andern Erfolge nur darnach trachten, daß sie selbst sehe und erfahre, was für Hülfsmittel sie besitzt, mit denen sie einst das Werk Gottes auf Erden wird treiben können, und daß diese Mittel in die Gewalt ihres Willens gebracht werden, indem sie lernt sowol Trägheit und Zerstreuung überwinden, als vor leidenschaftlicher Vertiefung in irgend etwas Einzelnes sich zu bewahren. Was heißt aber dies anders, als dasselbe was auch der Apostel will? Denn so geleitet wird auch Unterweisung und Uebung aller Art der Jugend nur gereichen zur Zucht; und nur, indem sie dadurch gezüchtigt wird, erwirbt sie ein wahres Gut, nämlich rechtschaffene Tüchtigkeit zu jedem Werke Gottes, das ihr auf ihrem Lebenswege vor Handen kommen kann zu thun.

Aber höret noch weiter, wie weit das Gebiet der

Zucht sich erstreckt! Auch bei dem Umgang, den wir unsern Kindern verstatten mit ihres Gleichen, auch bei den altersgemäßen Freuden, die wir ihnen gönnen, muß vornehmlich darauf gesehen werden, daß sie ihnen zur Zucht gereichen. Auch dieses scheint freilich vorzüglich hart, wenn sogar dasjenige Zucht werden soll, was zur Erholung und zum freien Spiele gemeynt ist. Aber auferzogen werden sie doch auch durch den Umgang und durch das Spiel nicht minder als durch den Unterricht und die Uebung; und wenn also der Apostel darauf besteht, daß sie auferzogen werden sollen zur Zucht, so verwirft er auch für diesen Theil der Erziehung jeden andern Gesichtspunkt. Wollen wir nun nicht um uns sehen; und wenn wir nicht läugnen können, daß gar oft auch bei dem besten Willen vieles versehen wird in dem Umgang und den Spielen der Kinder, so daß sie dadurch Schaden leiden an ihren Seelen, wollen wir nicht zusehn, ob dies nicht vielleicht eben daher kommt, weil man diesen Gesichtspunkt vernachläßigt, und jenen wichtigen Gegenstand ordnet aus einem anderen? Ich will von denen Eltern und Erzieher nicht reden, die den Umgang der Jugend lediglich nach äußeren und weltlichen Rücksichten bestimmen, wie schlecht das gewöhnlich geräth, wie sie dadurch bald steif und ungelenk werden, bald auf eine bedauernswerthe Art schmiegsam und biegsam, größtentheils aber die schöne Kindheit ihnen auf diese Weise freudenlos vergeht; vielmehr will ich nur an die erinnern, die recht sorgfältig und behutsam den Umgang der Kinder so wählen, daß sie lauter löbliche Beispiele vor sich sehen, aller Streit aber und leidenschaftliche Aufregung möglichst vermieden werde. Denn auch das gedeiht oft weit vom Ziele, indem die einen eitel werden und aufgebläht, die andern mißmuthig und verzagt, zur heilsamen Selbsterkenntniß aber keiner gelangt. Denken wir hingegen an nichts weiter als ganz einfach, daß ihr Umgang ihnen eben wie uns der unsrige zur

Zucht gereichen soll, damit sie lernen, Gemeinschaft halten auch mit solchen Gemüthern, die von ihnen sehr verschieden sind, und indem jeder hülfreich ist und nachgiebig, sich ein fröhliches Leben selbst hervorufen, störende und feindselige Gemüthsbewegungen aber bändigen lernen: dann wird auch hier am besten für sie gesorgt seyn, sofern wir nur zugleich auf Maaß und Ordnung halten, Verführung aber, die ihre Kräfte übersteigen möchte, von ihnen entfernen. So auch wenn wir ihre Spiele aus dem Gesichtspunkt der Zucht betrachten, daß sie in denselben lernen alle die Kräfte gebrauchen und beherrschen, die in ihren Arbeiten am wenigsten in Anspruch genommen werden, dann werden sie den größten Gewinn davon haben und die meiste Freude, und am wenigsten wird dann Gefahr seyn, daß sie vergnügungssüchtig werden, oder, indem ihnen die bloße Lust als Gegentheil der Anstrengung wohlgefällt, arbeitsscheu und träge, ja vielleicht gar, wenn ihre Erholung dem Müßiggang nahe kommt, gottvergessen und dem Bösen Raum gebend.

So sehr, m. Gel., scheint mir der Apostel recht zu haben darin, daß es für alle Thätigkeit der Jugend, die wir zu beaufsichten haben und zu ordnen, keiner anderen Regel bedarf als der, daß ihnen alles zur Zucht gereiche. Je vollkommner unsere Erziehung seyn soll, desto weniger muß vorkommen, was wir daher nicht zu leiten wüßten. Und je mehr das von selbst geschieht durch den ganzen Zusammenhang des gemeinsamen Lebens, ohne daß wir nöthig haben, seinen natürlichen Gang zu ändern oder zu unterbrechen, um desto gottgefälliger und um desto mehr eines günstigen Ausganges sicher ist gewiß das Werk unserer Liebe und Weisheit an der Jugend.

II. Jedoch, m. a. Fr., wie eine herrliche Sache es auch seyn mag, unsere Kinder aufzuziehen in der Zucht: was bleibt doch das Höchste, so dadurch ausgerich-

richtet werden kann? Daß dem Herrn der Weg bereitet wird, auf dem er einziehen, der Tempel geschmückt, in welchem er wohnen könne; dazu aber, daß der Herr wirklich einziehe, um ihn zu bewohnen, dazu vermag die Zucht nichts beizutragen. Daß alle menschlichen Kräfte in dem Maaße, als sie dem Geiste Gottes im Menschen zu dienen vermögen, auch geübt und geschmeidig gemacht werden, daß sie gewöhnt werden nur auf den Ruf und die Freilassung einer höheren Kraft, die aus Eltern und Erziehern warnt und gebietet, sonst aber gar nicht sich zu regen, das ist das allerdings löbliche und treffliche Werk der Zucht. Allein wenn auch unsere Kinder noch so gut lernen in treuem Gehorsam die eigene Lust zähmen und dem elterlichen Willen sich fügen: was ist damit gewonnen, wenn nicht eine Zeit kommt, wo statt der gezähmten Lust des Fleisches die Freudigkeit des Geistes in ihnen erwacht, wo sie das Gute, wozu bisher unser Wille sie aufgerufen, aus eignem Willen thun und üben, das heißt, was ist gewonnen, wenn nicht der Geist Gottes wirklich kommt und Wohnung macht in ihrem Herzen? Denn eher nicht hat die Sorge und Mühe der Erziehung ihren Zweck erreicht; dann erst sind die Kräfte, die wir aufgeregt und geübt haben, an ihren rechten Herrn gekommen; dann erst können wir uns daran freuen, einst unsre Jugend als selbstständige Glieder der christlichen Gesellschaft mit und neben uns wirken zu sehen. Und daß keine Zucht dieses zu bewirken vermag, wissen wir wol alle. Aber, möchte man fragen, geht das nicht wie über das Gebiet der Zucht, so auch überall über das Gebiet aller menschlichen Einwirkung hinaus? Können wir dazu überhaupt etwas beitragen? Sagt der Herr nicht selbst, der Geist wehe wo er wolle, und wir könnten nicht einmal erkennen, geschweige denn gebieten, wohin er gehen solle? Ja, meine Geliebten, die Wahrheit jener Worte Christi wollen wir auch in dieser Beziehung anerkennen, und somit unser Unvermö-

gen freudig eingestehen, sowol damit alle Ehre allein Gottes sey, als auch zum traurigen Trost aller christlichen Eltern, denen Gott den Schmerz zugedacht hat, daß sie ihre Kinder nicht aus ihren erziehenden Händen unmittelbar als Tempel des göttlichen Geistes hervorgehen sehn, und deren Schmerz wir nicht noch den richtenden Vorwurf hinzufügen dürfen, als sey es ihre Schuld, daß ihre Kinder den Geist Gottes noch nicht empfangen haben. Allein bei diesem Eingeständniß unseres Unvermögens laßt uns nicht vergessen, daß derselbe Erlöser, welcher sagt, der Geist wehe wo er wolle, dennoch seinen Jüngern befohlen hat, hinzugehen und zu lehren alle Völker; und daß es eben dieses freie Wehen des göttlichen Geistes war, welches den Mund derer, auf die er von oben kam, öffnete, daß sie die großen Thaten Gottes priesen. Nämlich vor allen die an der menschlichen Seele, denn größere giebt es nicht. Dies also ist es, was auch wir vermögen, und was auch uns geboten ist, daß wir in dem täglichen Leben mit unserer Jugend die großen Thaten Gottes preisen, und somit jene Sehnsucht nach dem seligeren Zustande des Menschen, durch welche angelockt der göttliche Geist in das Herz der Menschen herabsteigt, in den jungen Gemüthern zu erregen suchen, und dies eben ist es, was der Apostel nennt, sie aufziehen in der Vermahnung zum Herrn, welche Worte desselben wir jezt noch zu erwägen haben.

Hier aber muß ich damit beginnen, eine auch unter den Wohlgesinnten weit verbreitete Meynung zu prüfen, welche leicht könnte in den Worten des Apostels eine Bestätigung finden wollen, wenn man nämlich sagte: Da er dieses, die Jugend aufziehn in der Vermahnung zum Herrn, als das zweite nenne, nach jenem sie aufziehen in der Zucht: so sey auch er denen zugethan, welche meynen, man hüte sich billig der Jugend zu zeitig von göttlichen Dingen zu reden und sie dem Erlöser zuzuführen; sondern erst nach der Zucht, in jenen reiferen Jah-

ren, wo diese schon solle ihr Werk vollendet haben, werde die Jugend empfänglich für die Vermahnung zum Herrn. Allein den Apostel müssen wir von dieser Meynung wol um so mehr lossprechen, als damals wol Niemand dieser Ansicht würde gewesen seyn, selbst diejenigen nicht, welche sie jetzt verfechten. Denn in jenen ersten Anfängen der christlichen Welt, wo sie nicht nur überall ganz dicht vom heidnischen und jüdischen Wesen umgeben, sondern auch deren Widerspruch und Gegenwirken ausgesetzt war, hätte es oft geschehen müssen, wenn man die Vermahnung zum Herrn bis auf jene Zeit verschoben hätte, daß das junge Gemüth schon vorher tief in das unchristliche Wesen wäre verflochten worden. Aber gilt nicht dasselbe nur unter einer andern Gestalt von jeder Zeit, so lange es überhaupt noch einen Kampf giebt zwischen Licht und Finsterniß? Umgiebt uns nicht ungöttliches Wesen aller Art dicht genug von allen Seiten und sucht Raum zu gewinnen und die heiligen Ordnungen der christlichen Gemeinschaft zu stören? Ist der Feind eingeschlafen, welcher wachsam genug ist, um während wir schlafen, Unkraut unter den Waizen zu säen? Und thut er dies schon immer, was wird er nicht thun, wenn wir den Acker zwar bearbeiten, den Waizen zu säen aber unterlassen? wird er ihn dann nicht ganz mit Unkraut anfüllen, daß der gute Same keine Stelle mehr findet? Darum findet die Lehre des Apostels, die Kinder aufzuziehen in der Ermahnung zum Herren, ihre Stelle auch neben der Zucht, sobald wir gewahren, daß das Ungöttliche sich den jungen Gemüthern einschmeichelnd naht. Und mit Recht; denn weder können wir es gewähren lassen, noch wissen wir demselben etwas anderes entgegenzustellen, weil wir ja nur Eines kennen, worin Heil zu finden ist, nämlich die Kraft der Erlösung. Darum sobald die Zeit der Unwissenheit vorüber ist, sobald die Sünde sich regt und das Gesetz auch schon Erkenntniß der Sünde gebracht hat, ziemt es uns auch

der verirrenden Seele das Bedürfniß eines höheren Beistandes fühlbar zu machen, ihr Gott nahe zu bringen, und sowol die Liebe zu dem Erlöser, der die Quelle des Lebens und der Seligkeit ist, als auch die Liebe zu Gott, der uns seinen Sohn geschenkt hat, in ihr aufzuregen. Das aber ist die Vermahnung zum Herrn.

Aber weshalb wol mögen auch wohlgesinnte und fromme Christen jene Besorgniß hegen, die Jugend könne auch zu früh und dann zu ihrem Schaden ermahnt werden zum Herrn? Offenbar wol meynen sie, die Jugend könne noch nicht verstehen, was wir ihr sagen könnten von Gott und dem Erlöser, und daher werde sie sich entweder etwas Verkehrtes und Sinnliches daraus machen, wodurch denn theils das Heiligste herabgewürdigt werde und theils dem Unglauben Bahn gemacht, wenn sie späterhin die Nichtigkeit ihrer Vorstellungen einsehen, und doch meynen, dies sey dasselbe, was sie gelehrt worden; oder es werde ihr unsere Lehre zum todten Buchstaben, den sie gedankenlos fest hält und nachspreche, und dadurch werde theils das Heilige entkräftet, theils das Verlangen darnach, welches sich späterhin entwickelt haben würde, im voraus abgestumpft. Allein laßt uns doch fragen, begreifen **wir** denn Gott? vermögen wir denn den Erlöser zu umspannen und zu messen? Vermögen wir seinen geheimnißvollen Einfluß auf uns in bestimmten allgemeingültigen und allgemeinverständlichen Ausdrücken zu fassen? Und versagen wir uns deshalb Beschäftigung mit Gott und dem Erlöser oder Gespräch und Belehrung über beide, weil wir dies nicht vermögen? Und noch mehr, wie wollten wir denn überhaupt die Unterweisung unserer Kinder beginnen und fortleiten, und wie gewaltsam müßten wir uns nicht allen ihren Anforderungen entziehen, wenn wir alles vermeiden wollten in der Lehre und im Gespräch, was sie noch nicht verstehen? Ist irgend etwas von dem, was sich ihnen zuerst darbietet und wovon wir ihre Aufmerksamkeit nicht ab-

zulenken vermögen, ihnen begreiflicher als der Ewige? Können wol ihre ersten Vorstellungen auch von den Dingen dieser Welt genau und richtig seyn und gestalten sie sich nicht vielmehr alles nach ihrer eigenen kindlichen Weise? Aber dennoch zeigt der stetige Zusammenhang ihrer Entwickelung, daß auch in dieser kindischen Weise schon der Keim der Wahrheit mit ergriffen war, der sich hernach immer kräftiger entfaltet, und die kindische Hülle, die ihn mehr schüzte als verunstaltete, zur rechten Zeit abwirft. So dürfen wir ja noch mehr hoffen, daß auch, wenn wir mit ihnen über den reden, der die Wahrheit selbst ist, ein lebendiger Keim der Wahrheit, wenn gleich unter dürftiger Hülle, in ihrer Seele haften werde; und wir haben demnach auch keine Ursache, ihnen die Kunde von Gott und dem Erlöser zu entziehen. Aber gesezt auch, wir wollten es, würden wir es denn können? Und müssen wir nicht sagen, Gott sey Dank, daß wir es nicht können? denn es müßte ja dann, noch weit mehr, als leider doch geschieht, aus unserm häuslichen und geselligen Leben davon, daß wir einem Volke Gottes angehören und eine Gemeine der Gläubigen bilden, alle Spuren verschwunden seyn. Nein, so kann dies auf keine Weise verborgen bleiben, daß nicht die Jugend zeitig genug hören sollte von Gott und dem Erlöser. Was aber die Besorgniß betrifft, daß zu frühe Lehre von Gott und göttlichen Dingen den Kindern nur zum todten Buchstaben werden möchte: so wäre sie freilich gegründet, wenn wir unsere Lehre nur darauf anlegen wollten, eine Wißbegierde zu befriedigen, die ihnen über diese wie über andere äußere Gegenstände entstanden wäre. Aber das wäre wenigstens keine Vermahnung zum Herrn; denn Vermahnung hat immer einen Bezug auf das, was der Mensch zu thun hat und abzuändern vorzüglich an sich selbst. Wenn wir also unsere Kinder bewegen wollen in ihrem Innern, dann vorzüglich will der Apostel, daß wir sie hinweisen sollen, zum Herrn. Wenn wir

sie ergreifen auf solchen Regungen von Freude oder Verdruß, welche an Sünde streifen, dann sollen wir sie aufmerksam machen auf den Unterschied des göttlichen und des ungöttlichen Wesens. Und meynt ihr nicht, daß ein Gemüth, in welchem auch das Bessere sich schon geregt hat, ihn dann am besten verstehen wird? Wenn wir sie von, sey es auch noch halb kindischem, Uebermuth gehoben oder von Mißmuth gedrückt sehen, dann sogleich, wie viel mehr also wenn schon größere und ernstere Fügungen auch in ihr Leben eingreifen, können wir sie hinführen auf die Abhängigkeit des Menschen von Gott, und auf die Seligkeit dessen, der, indem er nur den Willen Gottes zu erfüllen trachtet, auf der einen Seite bei allen menschlichen Widerwärtigkeiten den Trost festhält, daß ohne den Willen des Vaters von dem nur gute Gaben kommen, auch nicht ein Haar von seinem Haupte fallen kann, auf der andern Seite aber alle irdischen Güter nur gebraucht als anvertraute Gabe Gottes, um sein Werk zu fördern. Und meint ihr nicht, daß sie das verstehen können, sobald sie nur etwas von Verpflichtungen inne geworden sind, und etwas von den Verwicklungen des Lebens gemerkt haben? Wenn wir wahrnehmen, daß sich in ihrem aufgeregten Gemüth die streitenden Gedanken verklagen und entschuldigen: dann sollen wir sie aufmerksam machen auf das Gesetz, welches Gott den Menschen in das Herz geschrieben und durch seinen Sohn offenbart hat, und sollen sie lehren, die Stimme desselben zu unterscheiden. Und meynt ihr nicht, daß sie fähig sind, diesen Leitstern ins Auge zu fassen, sobald die Ungewißheit und der Zwiespalt in ihnen selbst begonnen hat?

Aber nicht nur zu Gott sollen wir sie führen auf diese Weise, sondern eben so sehr auch zu dem Erlöser, aus dessen Fülle sie wie wir vom ersten Anfang an alle Erkenntniß Gottes und alle Gemeinschaft mit Gott nehmen sollen. Das ist auch der unmittelbare Sinn der

apostolischen Worte: denn der Herr ist Christus, und in der Vermahnung zu diesem ist die Vermahnung zu Gott nur mit eingeschlossen, wie überall der Sohn den Vater voraussezt. Und wie der Erlöser selbst seinen Jüngern gebot, daß sie den Kleinen nicht wehren sollten, und dabei zu erkennen gab, daß auch ihnen ein Segen zurückbleiben solle von seiner Gegenwart: so dürfen wir weder an unserm Recht noch an unserer Pflicht zweifeln auch unsere Jugend zeitig zu dem, der auch zu ihrem Heil gekommen ist, hinzuführen, damit er sie segne. Hat er doch selbst seinem Vater gedankt, daß er das Geheimniß, welches die Weisen und die Volljährigen seiner Zeit nicht annehmen wollten, den Unmündigen offenbart habe, die ihn lobsingend, als den, der da kommen sollte, begrüßten. Wie sollte es auch nicht jenem zarten Alter, dessen Seele sich überall mit Bildern zu nähren sucht, auch vorzüglich geziemen, Gott im Bilde zu suchen, den, von dem wir uns kein Bildniß selbst machen dürfen, in dem Bilde, an welches er selbst uns gewiesen, den Vater in dem Sohne zu sehn und zu ehren, und ihr frommes Verlangen unmittelbar und zunächst auf das menschliche Ebenbild des göttlichen Wesens auf den irdischen Abglanz der himmlischen Herrlichkeit hinzulenken! Wie sollte die Jugend nicht, sobald sie anfängt, Gutes und Böses in sich zu unterscheiden, das Vollkommene sich abzufordern und die Unerreichbarkeit desselben zu ahnen, auch im Stande seyn, den in sich aufzunehmen, der von keiner Sünde wußte! Wie sollte sie nicht von menschlicher Liebe getragen und durch sie lebend auch geneigt und fähig seyn, die Stimme der göttlichen Liebe in Christo zu vernehmen und ihr zu folgen! Wie sollte ihr nicht, sobald sie anfängt, die Last des Gesetzes zu fühlen und die Knechtschaft der Sünde zu ahnen, zum Trost und zur Ermunterung derjenige gezeigt werden können, der allein vermag, sie von beiden frei zu machen! Und wie können wir anders als sie zu ihm führen, sobald nur

ihre Aufmerksamkeit rege wird, auf das, was sie von ihm hören, so daß sie fragen: Wer ist der? Ja schon sobald sie aufmerksam werden auf uns und unser ganzes Leben, und anfangen, das Innere und Geistige desselben zu bemerken und zu fragen: Woher ist das? könnten wir da unsern Kindern den verläugnen, dessen Leben in uns alles das ist, was sie an uns ehren und lieben? Hieße es nicht, die Ehre an uns reißen wollen, die ihm gebührt, wenn wir sie nicht, um dasselbige zu werden, zu dem hinweisen, der sich selbst gegeben hat, auf daß er ihm heilige ein Volk, das tüchtig wäre zu guten Werken? Ja laßt uns auch in dieser Hinsicht jede ängstliche Besorgniß beseitigen und nicht nur die heranwachsende Jugend, sondern, wie der Apostel sagt, auch die Kinder aufziehn in der Vermahnung zum Herrn, fest vertrauend, daß sobald die Sünde erkannt werden kann und gefühlt, und die Frucht des Geistes begehrt, es auch nicht mehr zu früh seyn könne, die Gnade zu zeigen und die Erlösung zu verkündigen.

Aber so wie wir sahen, daß alles, was wir unsern Kindern lehren und zu thun auflegen, ihnen zur Zucht gereichen müsse, wenn dem ersten Wort des Apostels volle Genüge geschehen solle: so würden wir auch dem zweiten nur sehr unvollkommen nachleben, wenn wir es nur auf die Worte der Lehre, und nur auf diejenigen beschränkten, welche unmittelbar das Göttliche zum Gegenstand haben; sondern alle Vermahnung soll eine Vermahnung zum Herrn seyn, sonst würde gar bald die eine der andern widersprechen, jede Art aber, die wir auf ihr Inneres zu wirken und es zu bewegen suchen, ist eine Vermahnung. Darum, wollen wir in ihrem Herzen entzünden die Liebe zum Guten und Rechten, so laßt uns sie ja nicht auf die irdischen Segnungen desselben hinweisen; wollen wir sie warnen vor dem Bösen, das in ihrem Herzen zu keimen beginnt, laßt uns nicht reden von den übeln Folgen, die es nach sich zieht, denn das

wäre eine Vermahnung zu den Dingen dieser Welt, nicht eine Vermahnung zum Herrn; sondern was Gott ähnlich sey und wohlgefällig oder nicht, was dem Bunde und dem Gebot des Erlösers gemäß oder zuwider, das laßt uns sie lehren unterscheiden, so wird auch das eine Vermahnung zum Herrn. Und wenn wir nicht hindern können, daß sich je länger je mehr das ganze bunte Schauspiel des Lebens vor ihnen entfaltet mit allen Thorheiten und Schwächen der Menschen, so wie mit allem Guten und Edeln: so laßt uns dabei ihre Gedanken eher ablenken von dem Urtheil der Menschen, von dem Tadel oder der Bewunderung der Welt, damit wir sie nicht ermahnen zur Eitelkeit und zum Augendienste vor Menschen. Sondern indem wir ihnen auf der einen Seite zeigen, wie schwer es ist, zu beurtheilen, was in dem Menschen ist, laßt uns sie vermahnen zur alleinigen Furcht vor dem, der allein zu richten versteht. Und indem wir sie auf der andern Seite lehren von allem Bösen und Verkehrten, was ihnen nicht entgehen kann, die ersten Keime in ihrem eigenen Herzen wieder erkennen, und oft fern von dem, was am meisten glänzt in den Augen der Welt die verborgenen Tugenden der Jünger Christi aufsuchen: so laßt uns dadurch vermahnen zu dem Herrn, der ins Verborgene schauet, und Herzen und Nieren prüfet. — Mehr aber als alle Worte muß unser ganzes Leben mit ihnen in wahrer und treuer Liebe geführt die kräftigste Ermahnung zum Herrn seyn, so gewiß als Gott die Liebe, und eben deshalb auch Liebe die allgemeinste und vernehmlichste Offenbarung des ewigen Wesens ist. Wenn sie unsre Liebe überall fühlen, nicht als einen Wiederschein der Selbstsucht, welche Ergözung und Schmeichelei sucht, nicht als ein Spiel der Willkür, welche launisch vorzieht und hintanstellt, auch nicht als einen veränderlichen Trieb der sinnlichen Natur, der eben so leicht erkalten kann als in schwache Weichlichkeit ausarten, sondern als einen, sey es auch schwachen doch

nicht allzutrüben und nie ganz unkenntlichen Abglanz der ewigen Liebe, und als im engsten Zusammenhang mit dem Dienste, den wir dem Erlöser als unserm Haupte geweiht haben: so wird das die kräftigste Ermahnung zum Herrn werden, durch welche sie erst alle übrigen verstehen und lebendig in sich aufnehmen lernen.

Auf diese Weise, m. Gel., wird der Apostel Recht behalten, daß alles, was wir an unsern Kindern thun können, darauf zurückkommt, sie aufzuziehen in der Zucht und in der Vermahnung zum Herrn. Wir aber werden auch hier sagen müssen: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! Denn nur dann wird unsern Kindern alles zur Zucht gereichen können und zur Vermahnung zum Herrn, wenn wir, mit Beiseitsezung alles Eiteln und Ungöttlichen, das nur aus dem vergänglichen Wesen dieser Welt herrührt, nichts anderes suchen, als daß unsere Häuser Tempel des göttlichen Geistes werden, und der Segen Gottes reichlich unter uns wohne; wenn wir nicht aufhören, jegliche Vermahnung zum Herrn, deren wir selbst noch bedürfen, in gläubige und gehorsame Herzen willig und mit Freuden aufzunehmen, damit wir uns immer noch stärken zu reinerer Liebe und kräftigerer Selbstbeherrschung das hohe Ziel, daß unsere Jugend dem Herrn zugeführt werde, durch nichts verrücken zu lassen. So wir denn dieses fest ins Auge fassen und reines Herzens verfolgen, so werden wir auch in diesem Geschäfte gewiß Gottes und seiner Hülfe inne werden, und weit entfernt, daß auch die zärtlichste Sorge für unsere Kinder uns von dem Leben in Gott entferne, wird es sich uns gerade hierin am herrlichsten offenbaren. Denn wie wir selbst bilden und heiligen, werden auch wir geheiliget und gebildet werden; und so wird ein gottgefälliger Bau emporsteigen auf dem Grunde, den der Herr selbst gelegt hat und den keiner ungestraft verrücken darf. Amen.

V.

Ueber die christliche Kinderzucht.

Dritte Predigt.

Nachdem wir, m. Gel., erwogen haben, was der Apostel allen denen, welche in der christlichen Gemeine entweder unmittelbar an der Erziehung der Jugend Theil nehmen, oder doch mittelbar und vorübergehend auf sie einwirken, als das eigentliche Ziel ihrer Bestrebungen vorhält: so ist wol ganz natürlich, daß wir auch fragen: Aber was hält er denn vorzüglich den Kindern vor, und was fordert er von ihnen am meisten? Freilich können wir diese Frage hier nicht deshalb aufwerfen und beantworten, um unsern Kindern dieses an sie gerichtete Wort Gottes beizubringen und klar zu machen. Denn sie sind nicht hier, wie sie denn auch in diese Versammlungen nicht gehören, weil es ihren Kräften noch nicht angemessen ist, in die Art und Weise solcher Vorträge einzugehen, welche nur für die reiferen Seelen sind, und der Kinder Uebung auch in der Frömmigkeit noch dem väterlichen Hause anheimfällt. Aber jene Frage, was die Schrift vorzüglich von den Kindern fordert in ihrem Verhältniß zu den Aelteren, hat für uns eine andere wichtige

Bedeutung. Nämlich weil unsere Auferziehung der Kinder von der Voraussezung ausgeht, daß auch in ihnen schon nach dem Maaß der Entwicklung ihrer geistigen Kräfte der Geist der Gemeine sich verherrlichen kann: so fragen wir billig, wie zeigt sich die Einwirkung desselben zuerst? was ist zunächst in den jungen Gemüthern der wohlgefällige Wille Gottes? Denn natürlich muß ja eben dieses zuerst in ihnen werden, wenn wir es an der rechten Vermahnung zum Herrn nicht fehlen lassen; und auch eben dieses wird ja verhindert werden müssen und zurückgedrängt, wenn wir nicht sorgfältig genug die Vorschrift beobachten, daß wir sie auf keine Weise erbittern sollen. Finden wir daher die rechte Antwort auf jene Frage: so haben wir daran auch den rechten Maaßstab, an dem wir erkennen mögen, ob noch alles gut stehe auf unserer Seite oder nicht, und wie weit wir zurückgehen müssen auf dem bisherigen Wege, um den rechten wieder einzuschlagen.

Zum Glück nun fehlt es uns hierüber nicht an Anweisungen der Schrift; ja was das beste und sicherste für uns ist, wir finden sie in denselben apostolischen Briefen, aus denen wir das Wort der Ermahnung für die Eltern hergenommen haben. Denn wenn gleich in denen Versammlungen, in welchen die Briefe der Apostel ursprünglich vorgelesen wurden, noch weniger die Kinder Zutritt hatten als in den unsrigen: so konnte doch der Apostel das seinen Ermahnungen an die Eltern entsprechende Wort der Ermahnung an die Kinder mit rechter Sicherheit hinzufügen, wohl wissend die Eltern würden nicht unterlassen, es den Kindern mitzutheilen, um ihnen einen Segen daraus zu bereiten. So wollen wir denn dieses Wort des Apostels hören, und es treulich zu Herzen nehmen, um es zu unserer eigenen Belehrung und Warnung anzuwenden.

Text. Ephes. 6, 1 — 3.

Ihr Kinder, seyd gehorsam euern Eltern in dem Herrn; denn das ist billig. Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat, „auf daß dirs wohl gehe, und du lange lebest auf Erden."

Auch hier also, m. Fr., faßt der Apostel alles in einem, und dieses in wenige Worte zusammen. Denn wenn es auch im ersten Augenblick Jemanden wollte zweierlei erscheinen, was er zuerst sagte „Seid gehorsam," und was hernach „Ehret Vater und Mutter:" so ist doch gewiß beides nur Eines und dasselbe, denn die lezten Worte führt der Apostel nur an, um das vorher gesagte zu bestätigen und als ein altes wohlbekanntes göttliches Recht zu erweisen. Seiner Meynung nach also kommt bei den Kindern alles darauf hinaus, daß sie sollen gehorsam seyn; und der Gehorsam ist es demnach, der zuerst in den Kindern erweckt werden muß durch unser richtiges Verhalten in Zucht und Ermahnung. Daher finden denn auch wir jenen Maaßstaab, den wir suchen, an dem Gehorsam, indem wir aus den Worten des Apostels schließen können, ist der Gehorsam in den Kindern willig und lebendig, so ist auch unsere Erziehung rechter Art; schleicht sich aber der Ungehorsam ein, so muß entweder, und das kann nicht ohne unsere Schuld geschehen, Erbitterung in ihnen entstanden seyn, oder wir haben es fehlen lassen an Zucht und Ermahnung zum Herrn. Dies ist auch an und für sich so einleuchtend, daß nicht nöthig ist, viel darüber zu sagen. Was mir aber vorzuglich vorschwebt als Gegenstand meiner Rede, das ist die Betrachtung, daß wenn wir uns diesen Maaßstab rein und zuverläßig erhalten wollen, wir uns also vorzüglich hüten müssen, daß wir nicht durch eine falsche Ansicht vom Gehörsam überhaupt denselben in unsern Kindern stören oder erkenntlich machen. Und das scheint leider fast überall oft zu geschehen. Denn freilich wird wol

in jedem Hause Gehorsam gefordert von den Kindern; aber wenn wir doch in manchen eine solche Strenge finden, daß man nicht unterscheiden kann, ob es Gehorsam ist oder knechtische Furcht, was die Kinder bewegt, und in den andern eine solche Gelindigkeit, daß es scheint als sey der Gehorsam den Eltern gleichgültig, ja als wollten sie bisweilen zum Ungehorsam reizen: wie will man da am Stande des Gehorsams die Güte der Erziehung erkennen? Und laßt uns nicht etwa glauben, auf diese Verschiedenheiten komme dabei wenig an, weil sie sehr natürlich daher entständen, daß sich doch hier kein festes Maaß bestimmen lasse, und deshalb, was einige Eltern von ihren Kindern fordern, Andern zu wenig scheine, und was diese von den ihrigen verlangen, jenen zu viel dünke. Denn alles Gute hat immer sein natürliches Maaß in sich selbst; und ein solches Schwanken, daß der eine für zu viel hält, was dem andern zu wenig scheint, wenn es in der Befolgung göttlicher Ordnungen und Geseze vorkommt, deutet immer darauf, daß sie überall nicht recht verstanden sind worden. Laßt uns also die Worte des Apostels in nähere Erwägung ziehen, ob wir etwa darin die für unsern Zweck nöthige Belehrung über das wahre Wesen des kindlichen Gehorsams finden können. Dies würde aber vorzüglich geschehen, wenn die Worte eine Andeutuug zuerst darüber enthielten, aus welcher Quelle nach des Apostels Meynung der Gehorsam entstehen soll, und dann auch darüber, aus welchen Gründen er ihn empfiehlt.

I. Ueber das erste nun, aus welcher Quelle der Gehorsam entstehen soll, und welches also die rechte Art desselben sey, finde ich in unserm Text eine hinreichende Unterweisung. Sie liegt darin, daß sich der Apostel, indem er den Gehorsam gebietet, auf jenes alte göttliche Gebot beruft. Er will demnach keinen andern Gehorsam, als der aus jenem natürlichen

Verhältniß der Kinder gegen die Eltern hervorgeht, welches zugleich das allgemeine Verhältniß der Jugend gegen das reifere Alter ist, daß nämlich Kinder die Eltern ehren. Und darin liegt schon die Warnung vor denjenigen Abweichungen des väterlichen und mütterlichen Verfahrens, welche am meisten den Gehorsam verunreinigen und stören.

Wie oft zum Beispiel geschieht es nicht, daß wir unsern Kindern den Gehorsam dadurch erleichtern wollen, daß wir ihnen Belohnungen vorhalten oder Strafen androhen. So gewöhnlich das aber ist: so ist es doch nur heilsam in den ersten Anfängen des Lebens, wo der Kinder geistiges Wesen noch so wenig erwacht ist, daß sie auch der Ehrerbietung nicht einmal fähig sind; und wenn wir dem Apostel folgen wollen, darf der Gehorsam nicht mehr durch diese fremden Mittel bewirkt oder vielmehr ersezt werden, sobald die Ehrfurcht gegen die höhere Geisteskraft der Eltern in den Seelen der Kinder Wurzel gefaßt hat. Wenn ihr die junge Seele, um sie zu diesem oder jenem zu bewegen, mit der Vorstellung einer sinnlichen Lust erfüllt, die ihr zu Theil werden soll: so erstickt ihr für den Augenblick wenigstens das noch zarte und schwache höhere Gefühl, das jenem heftigeren weichen muß. Ihr selbst beweiset dadurch ein vielleicht voreiliges Mißtrauen gegen die Kraft der Ehrfurcht; und was sie nun thun, das thun sie nicht etwa erfüllt von dem Gefühl eueres Ansehns und eurer bewegenden geistigen Macht; sondern vielmehr, indem sie ganz auf jene Lust gerichtet ihres eigentlichen Verhältnisses zu euch vergessen. Eben so, wenn ihr ihnen Strafe androht im voraus für die Uebertretung eures Gebotes, so erfüllt ihr sie freilich mit dem Gefühl einer Macht, die ihr über sie habt; aber es ist nur das Gefühl einer leiblichen Gewalt, und das Bild, wie ihr eure Drohung erfüllt, und ihnen Schmerz oder Pein verursacht, läßt das einer andern Bewegung Raum als der

Furcht? und die Furcht, wie sie mit der Liebe nicht besteht, so drängt sie auch die wahre Ehrerbietung zurück, welche eine so sinnliche Beimischung nicht verträgt. Denn wie jene knechtische Furcht vor dem allmächtigen Wesen, der überall vor Strafen und Demüthigungen bange ist, nicht mit der anbetenden Verehrung der göttlichen Heiligkeit zusammen bestehen kann in demselben Herzen, sondern jene muß erst verschwinden, damit diese Raum gewinne; und wie man im allgemeinen sagen kann, daß wenn wir Jemand fürchten, wir nicht mehr wissen, wie sehr wir ihn noch verehren: so muß gewiß auch in unseru Kindern das reine Gefühl der kindlichen Ehrerbietung sich trüben. Thun sie nun, was ihnen geboten ist mit einem solchen Gehorsam, der eigentlich nichts ist, als daß sie einer aufgeregten aber sich doch bald abstumpfenden Lust nachgehn, oder von einer noch nicht besiegten, aber doch bald unwirksamen Furcht gejagt werden: so ist das gewiß nicht der Gehorsam, der ein Maaßstab seyn kann für die Reinheit unseres Verhältnisses zu ihnen. Denn ihren eigenen Vortheil werden sie auch mitten in der Erbitterung nicht versäumen; und auch, wo es an Zucht und Vermahnung zum Herrn ganz fehlt, können Lust und Furcht doch ihre Wirkungen äußern. — Wenn ihr aber sagt, es gebe doch der Beispiele, daß Eltern und Erzieher der Strafen und Belohnungen entbehren, und dabei des Gehorsams sicher seyn könnten, so wenige, daß dies als ein besonderes Glück oder eine vorzügliche Kunst überall ausgezeichnet werde: so weiß ich nichts zu antworten, als daß dieses doch immer beweise die natürliche Anlage zur rechten reinen Ehrerbietung, die den Kindern niemals fehlt, müsse nicht Nahrung genug gefunden haben: und dies müssen wir doch immer dem menschlichen Verderben zuschreiben. Ist es nun mehr die aufkeimende Sündhaftigkeit der Jugend, welche die natürlichen Bande sprengt, oder sind wir nicht fleißig genug gewesen, die

höhe-

höheren Regungen in ihnen zu unterhalten, oder haben sie uns zu oft so gesehen, wie unser Anblick die Ehrfurcht in ihrem Herzen nicht fördern konnte: das sey der Gegenstand einer demüthigen und ernsten Prüfung. So viel ist gewiß, je weniger wir unserseits in dieser Hinsicht fehlen, um desto weniger wird jenes Verderben in ihnen aufkommen; und nur wenn ihr Gehorsam rein ist, können wir die Zuversicht haben, daß wir auf dem rechten Wege sind in der Erziehung.

Aber eben so ist es eine Abweichung von der Regel des Apostels, wenn, indem wir Gehorsam von den Kindern fordern, wir ihr voreiliges Verlangen nach Gründen befriedigen. Denn wo Gründe mitgetheilt werden, da ist eigentlich kein Gehorsam mehr. Geben wir Gründe, so sezen wir auch voraus, daß sie können eingesehen werden, und stellen unser Recht auf die Ueberzeugung, die wir bewirken. Folgen nun die Kinder ihrer Ueberzeugung, so ist das kein Gehorsam mehr; nicht ihre Ehrerbietung gegen uns ist die Quelle ihres Thuns, sondern ihre Achtung für ihren eigenen Verstand. Was sie aber in diesem Sinne unserm Willen gemäß thun, das leistet uns nicht die Gewähr, die wir suchen. Denn dem eignen Verstande werden sie folgen, auch wenn sie erbittert sind gegen uns; und manches Heilsame kann ihnen so abgewonnen werden, wenn auch Zucht und Vermahnung zum Herrn nicht zu ihrem Heil sind angewendet worden. Aber noch mehr, wer Gründe mittheilt, der gestattet, daß auch Gegengründe entweder laut entgegengestellt werden oder wenigstens innerlich in der Stille aufgesucht und angehört; und mit wem wir so in Gründen und Gegengründen verhandeln, den sezen wir uns gleich, und auch er muß sich uns gleich sezen. Unter Gleichen aber als solchen ist die Ehrfurcht nicht, auf die der Apostel sich beruft, sondern man verehrt nur, wen man höher hält; und wir stiften ein ganz anderes Verhältniß mit unsern Kindern durch ein solches Verfah-

ren. Daß wir nun suchen, allmählig unsere Kinder uns gleich zu machen, daß wir daran arbeiten, ihren Verstand zu erleuchten und feste Ueberzeugungen in ihnen zu begründen, das ist unerläßlich; denn wie könnten sie sonst je dahin kommen, was doch der Gerechte soll, ihres Glaubens zu leben? Aber wo sie schon Ueberzeugung gewonnen haben, da hört der Gehorsam auf; und wo wir noch Gehorsam fordern, da müssen sie eben deshalb auch fühlen, daß sie noch nicht reif sind zur eignen Einsicht.

Nur der Gehorsam also ist der rechte, der, ohne daß weder Furcht und Hoffnung noch auch vernünftige Gründe zu Hülfe genommen werden, rein aus der kindlichen Ehrerbietung hervorgeht, und nach diesem allein können wir abmessen, ob wir in dem rechten Verhältnisse zu unsern Kindern stehen. So will es der Apostel, und auch unser himmlischer Vater hat durch die Einrichtung der menschlichen Natur hinreichend dafür gesorgt, daß, wenn wir nur nichts verderben, dieses edle Gefühl, welches in der Seele der erste Keim alles Guten werden soll, in jedem neuen Geschlecht aufs neue entstehe, und in jedem jungen Gemüthe bis zur Zeit der Selbstständigkeit und eigenen Verantwortlichkeit die Oberhand behalte. Denn die erste Grundlage dazu ist ja in allen Kindern, nämlich das Gefühl von der Abhängigkeit ihres Daseyns, und wie sie, außer Stande sich selbst zu erhalten, und zu bewahren, immer empfangen müssen, was sie bedürfen, wie immer eine schützende Hand über ihnen waltet, und nur unter der Leitung und Bearbeitung der Aelteren ihre Kräfte sich allmählig entwickeln. Aber dann erst vollendet sich dieses Gefühl, wenn die Zucht den Kindern eine Ahnung giebt von allem höheren Menschlichen, wovon das Niedere soll beherrscht werden, und wenn durch die Vermahnung zum Herrn das Höchste und Heiligste, was der Mensch hat, auch in ihnen aufgeregt wird. Indem sie alsdann fühlen, daß sie auch das geistige Leben von den Eltern mitgetheilt er-

halten, erfüllt sich ihr Herz mit jener reinen Ehrfurcht vor diesen, die jedes Gebot derselben nur aus ihrer schüzenden und erregenden Liebe herleitet, und sich in einfältigen kindlichen Gehorsam ergießt, welcher, durch keinen argwöhnischen Zweifel zurückgehalten, auch keines fremden Antriebes bedarf. Mag also gleich ein vorübergehender Ungehorsam gewöhnlich nur in dem in den jungen Gemüthern sich entwickelnden Verderben gegründet seyn, dem wir mit Wachsamkeit und Gebet entgegentreten müssen: so wird doch ein beharrlicher Mangel an jenem reinen, die kindliche Ehrfurcht beweisenden, Gehorsam fast immer ein sicheres Zeichen seyn, daß wir unsrerseits den Vorschriften nicht uachgekommen sind, die uns der Apostel über die Erziehung der Kinder gegeben hat.

II. Wie aber der wahre Gehorsam ein solcher Maaßstab sey, nach dem wir schätzen können, wie es steht um die Erziehung unserer Kinder, das werden wir noch auf eine andere Weise erkennen, wenn wir auf die Gründe sehen, aus denen der Apostel den Gehorsam empfiehlt.

Diese Gründe klingen freilich, zuerst angehört, wunderlich genug. Wenn der Apostel sagt: Ihr Kinder gehorchet euern Eltern, denn das ist billig, so scheint uns dieser Ausdruck viel zu dürftig und geringfügig für dies heiligste Verhältniß, für dies ursprünglichste Recht der Natur. Und wenn er sich hernach darauf beruft, dies sey schon von Alters her, das erste Gebot, welches Verheißung habe, nämlich, daß du lange lebest auf Erden, und es dir wohlgehe in deinem Vaterlande: so scheint uns diese Berufung vielleicht gar eines christlichen Apostels nicht recht würdig zu seyn. Denn wie wäre die Aufforderung des Erlösers, daß wir jeden Augenblick bereit seyn sollen, wie er alle irdischen Güter auch den guten Ruf im Volk und im Vaterlande ja das Leben selbst aufzuopfern, wie wäre diese damit vereinbar, daß

von Kindheit an schon das Gute gethan und das Böse gemieden werden solle um eines solchen irdischen Lohnes willen, den wir ja um so weniger könnten dran geben wollen, wenn wir schon seit unsern ersten kindlichen Bestrebungen an ihn vorzüglich gewiesen wären. Sondern nur jenen frühen Zeiten, wo die höheren Güter dem Menschen noch mehr verhüllt waren, scheint eine solche Verheißung zu geziemen, nicht aber in die Zeiten des neuen Bundes hinüber genommen werden zu müssen. Allein je mehr uns beides auffallen muß, um desto mehr liegt uns ob, den Sinn unserer apostolischen Worte recht genau zu ergründen.

Laßt uns daher bei dem letzten anfangend fragen, warum wohl der Apostel, indem er den Kindern den Gehorsam empfiehlt, sich auf diese alte Verheißung des mosaischen Gesetzes berufen hat. Kann es wol seine Absicht gewesen seyn, sie so zu erneuern, daß man sich nun in der Christenheit allgemein auf sein Wort, der ja ein Mann Gottes war, berufen, und jeder für seinen kindlichen Gehorsam das lange Leben und das Wohlergehen wie einen bedungenen Lohn fordern könne? Unmöglich gewiß, und so hat es wol auch schon der alte Gesezgeber nicht, ja vielmehr erwartet, wie es denn gewiß nicht ausgeblieben ist, daß auch in seinem Volk mancher Ungehorsame lange leben, und dagegen manches gehorsame Kind nicht zum wohlbehaltenen Manne gedeihen werde. Sondern schon der alte Gesetzgeber wollte wol in diesem Zusatz nur auf die allgemeine Ordnung hinweisen, wie sich in einem Volke nur nach Maaßgabe des häuslichen Lebens auch die andern geselligen Verhältnisse entwickeln. In eben diesem Sinne hat sie auch der Apostel wiederholt, und diesen Zusammenhang, und den Segen für das ganze übrige Leben, der auf dem kindlichen Gehorsam ruht, wird wol Niemand abläugnen oder verkennen. Denn wie können wir anders unserm großen Beruf, die Erde unsern Gemeinbesiz, wie es sich

für Hausgenossen Gottes geziemt, für das Reich Gottes zu bauen und zu beherrschen, wie können wir dem andern genügen als in einem mannigfaltiggestalteten Wechsel von befehlen und gehorchen? und wie allgemein anerkannt ist nicht, daß auch das Befehlen nur recht verstehe, wer auch zuvor den Gehorsam recht geübt hat. Wer also in einem solchen großen Gemeinwesen dem zusammenhaltenden und belebenden Geist des Ganzen und den daraus hervorgegangenen Gesetzen und Ordnungen durch Ungehorsam Hohn spricht, wer überall seinen Vorwitz und Eigendünkel walten läßt, oder immer erst äußerer Lockungen bedarf, um das zu thun, was ihm obliegt: der wird auf keinem Platz im Stande seyn, das Gute zu wirken, aber eben deshalb wird er sich auch überall beobachtet fühlen und gehemmt durch diejenigen, die auf das Gute zusammenhalten; sie werden ihn als ihren gemeinsamen Feind ansehen, und das rechte Wohlergehen im Lande wird ihm immer fehlen. Und jemehr es solcher giebt, die fern von wahrer Ehrerbietung für die höhere geistige Lebenskraft, welche sich in der Vereinigung der Menschen offenbart, ihre eigene Willkühr oben an stellen wollen, um desto mehr muß auch die Verwirrung überhand nehmen, das gemeine Wohl aber und mit demselben auch das Leben und Wohlergehen des Einzelnen, gefährdet werden. Glaubt ihr aber nicht, daß derjenige am meisten jene Ehrerbietung fühlen wird, in dessen Seele sie schon durch das häusliche Leben befestiget ist, und daß wenig Hoffnung sey, im großen bürgerlichen Leben den in den Zügeln des Gehorsams zu halten, der sie schon im väterlichen Hause abgeworfen hat? Denn wie heilig auch menschliche Ordnungen seyn mögen, wie sehr von dem Ansehn vieler Jahrhunderte beschützt: so drängt sich doch ihre Heiligkeit dem Menschen nicht so auf, wie die der natürlichen Gewalt, welche die Eltern über die Kinder üben. Wen diese nicht ergriffen hat, was wird dem wol heilig seyn, und unter welche Macht wird dieser sich

stellen und fügen? Wenn der Gehorsam zu der Zeit nicht Wurzel gefaßt hat, wo alles am meisten dazu auffordert: wie dürfen wir hoffen, daß später ein anderer als nur der unreinste und eben deshalb auch unsicherste aus Noth werde ausgeübt werden? Gewiß aber, m. Gel., haben wir alle Ausnahme das vorzüglich im Auge beim Leben mit unsern Kindern, daß sie dereinst in der menschlichen Gesellschaft mit den Kräften, die ihnen Gott gegeben hat, das gemeine Wohl befördern, und sey es nun mehr befehlend oder mehr gehorchend, der Befestigung und Verbreitung des Guten dienen sollen. Ob nun unsere Zucht und Vermahnung zum Herrn sie dazu wirklich führt, das werden wir am besten an ihrem Gehorsam erkennen. Denn gehorchen sie uns auf die rechte Art: so wird auch dereinst die Ehrerbietung gegen das Gemeinwesen sie leiten; und befehlend oder gehorchend werden sie überall die Sicherheit und das Wohlergehen des menschlichen Lebens fördern helfen.

Aber wenn nun der Apostel zweitens sagt: Ihr Kinder seyd gehorsam euern Eltern, denn das ist billig: was sollen wir uns aus diesem scheinbar so Wenigen doch Großes nehmen? Freilich scheint auf der einen Seite die Billigkeit am meisten nur die Kleinigkeiten des Lebens zu ordnen, im Großen aber soll die Gerechtigkeit regieren. Aber auf der andern Seite ist doch auch wahr, daß wir uns gewöhnlich denken, was durch die Gerechtigkeit entschieden werden solle, das müsse in bestimmte Grenzen eingeschlossen seyn; und in diesem Sinne läßt sich wol die Gerechtigkeit auf das Wenigste anwenden in dem Verhältniß zwischen Eltern und Kindern. Fällt aber bei weitem das Meiste vielmehr der Billigkeit anheim, die ohne Buchstaben aus dem innern Gefühl und der richtigen Schäzung der Verhältnisse entscheidet: so ist sie schon deshalb etwas Größeres als die Gerechtigkeit, weil nur eben aus jenem Gefühl und jener richtigen Schäzung auch der ordnende Buch-

stabe des Gesezes entstehen kann, welcher erst bestimmen muß, was gerecht seyn soll und was nicht. —

Daß aber der Apostel nicht sowol die Eltern ermahnt, sie sollten befehlen wie es billig sey, sondern die Kinder ermahnt, zu gehorchen, weil dies billig sey, dabei scheint er mir vorzüglich Folgendes im Auge gehabt zu haben. Die Kinder sollen gehorchen; aber es kommt eine Zeit, und wohl den Eltern, welche sie noch recht lange mit genießen, da die Kinder ihre eigene Stelle einnehmend in der bürgerlichen Gesellschaft selbst verantwortlich sind für ihr Thun, welches vielleicht in vieler Hinsicht dem der Eltern fremd und also auch ihrem Urtheil weniger unterworfen ist; ja zulezt indem sie selbst Eltern werden, werden sie auch ihren Eltern gleich, und dies ist also eine Zeit, wo aller Befehl sich in wohlgemeinten Rath, alles elterliche Ansehn sich in väterliche und mütterliche Freundschaft verwandelt. Die Veränderung aber erfolgt nicht plözlich; die Seele reift nach und nach zur Selbstständigkeit; allmählig verlangt das eigne Urtheil einen größeren Spielraum und eine bestimmtere Anerkennung, und in demselben Maaß muß also auch weniger Gehorsam gefordert werden. Wie aber alle menschlichen Dinge unvollkommen sind: so kann auch hier gar leicht der gesteigerte Anspruch der Kinder auf eigne Entscheidung in Streit gerathen mit dem fortgesezten Ansprnch der Eltern auf unverkümmerten Gehorsam. Und dieses ist von Anfang an das Schwierige in der Forderung des Gehorsams, daß Eltern, so wie er anfängt, sich zu vermindern, das Maaß, in welchem er sich zu jeder Zeit halten muß, so genau finden, daß auch das Gefühl der Kiuder damit übereinstimme. Von unserer Seite muß es die Liebe finden, die, wie sie nicht das Ihre sucht, sondern das Wohl der Kinder, sich auch freut, wenn diesen die Kräfte wachsen, und immer die schöne Zeit im Auge hat, wo ihr ganz gereiftes Leben uns berechtigen wird, unser Werk als vollendet anzusehn,

und dem gemeinsamen Herrn unsre Rechenschaft abzulegen über das, was er uns anvertraute. Die Kinder aber können dieses Maaß nur finden, wenn die Ehrerbietung sie beherrscht, welche auf die vergangene Zeit zurücksehend und eingedenk, daß wir nicht nur das menschliche Leben eher erkannt und behandelt, sondern auch ihr eignes Wesen in seinen Tiefen eher ergründet haben, als sie es selbst vermochten, gern vertraut, daß alles, was wir von ihnen verlangen, in demselben Sinn und Geist verlangt werde, dessen wohlthätigen Einfluß sie jedes frohe Kraft- und Lebensgefühl verdanken. Daß nun, wo beides nicht gleich und unmittelbar zusammentrifft, den Kindern geziemt, die Entscheidung der Eltern über das Maaß des Gehorsams zu ehren, um nicht den Uebergang in den vollen Gebrauch des eignen Urtheils durch Entzweiung zu beflecken, das ist die Billigkeit, die der Apostel von ihnen fordert; und damit hat er zugleich das schönste für das kindliche Verhältniß selbst, und das segensreichste aus demselben für das ganze übrige Leben ausgesprochen. Denn sehen wir nicht im spätern Leben in den großen geselligen Verhältnissen den Keim zu demselben Zwiespalt unter mannigfaltigen Gestalten bald mehr bald minder drohend, immer aber seiner Natur nach unheilbringend, sich entfalten? Muß nicht auch da überall nach derselben Billigkeit geschlichtet werden? Und was könnte wol unser Gewissen mehr beruhigen über alles, was sich ereignen mag in den Tagen, wo unsere Kinder in das thätige Leben werden eingetreten seyn, als wenn wir wissen, es habe in ihnen diese Billigkeit des Gehorsams Wurzel gefaßt, so daß sie, wenn sie befehlend dem Ganzen dienen sollen, in uneigennüziger Liebe zur Gesammtheit der Einzelnen, wenn gehorchend, in treuer Ehrerbietung gegen die große Einheit des Ganzen das Rechte suchen werden. Und ob dahin unsere Zucht und Vermahnung zum Herrn sie richtig führe, das können wir am sicher-

sten daraus erkennen, wenn auch bei zunehmender Selbstentwickelung und Freiheit sie in der Billigkeit des Gehorsams beharren. Dann können wir mit Ruhe erwarten, daß dieses Band des Gehorsams sich allmählig selbst löse, und dürfen des Vertrauens leben, daß unsere Kinder, auch wenn sie auf sich selbst beruhen, und in andern Zeiten vielleicht andere Wege gehen, dennoch unter allen Verwicklungen der Welt, wie sie treulich zum Herrn sind vermahnt worden, sich auch von seinem Geiste so werden leiten lassen, daß in der christlichen Gemeine ein gottgefälliges Geschlecht in die Fußstapfen des anderen trete, indem in jedem auf dieselbe Weise durch die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern auch der Keim zur Ehrerbietung gegen jeden höheren gemeinsamen Willen sich entwickelt, und beides eins wird in der anbetenden Liebe zu dem, auf den jedes in unsere Herzen geschriebene Gesez hinweiset.

Und da unser Blick einmal in diese Zukunft gerichtet ist: so laßt uns auch das nicht übersehen, daß freilich, jemehr wir unsere Kinder lieben in dem Herrn, um desto weniger uns das genügen kann, daß sie nur in unsere Fußstapfen treten; sondern die Kinder sollen besser werden als die Eltern waren, und so ein jedes heranwachsende Geschlecht sein erziehendes überragen zu seiner Zeit. Denn nur so kann das Reich Gottes gebaut werden, und aus keiner Ursache und zu keiner Zeit sollen wir uns scheuen, das zu gestehen. Ungleich sind freilich auch hierin die Zeiten nach Gottes Willen und Ordnung; aber wenn nicht immer Großes entwickelt werden kann von einem Geschlecht zum andern, so soll doch irgend etwas Menschliches besser werden in jedem Menschenalter. Und auch dieses Besserwerden, und wenn es auch die größten Entwicklungen und Reinigungen in sich schlösse, hängt von denselben Bedingungen ab. Denn unter keiner Gestalt kann das Bessere irgend einer Art gefördert werden durch Ungehorsam gegen den

gemeinsamen Geist, und vorwizige Willkühr oder gewaltthätiger Eigensinn, wo sie auch zum Vorschein kommen, können sie immer nur zerstören und niemals aufbauen: sondern das Gute kann nur gefördert werden, wo treue und aufmerkende Herzen dem göttlichen Willen entgegenkommen. Wie wir also auch unsere Zeit ansehen mögen, und mag der Jugend, die unter uns aufwächst, eine glänzendere und bewegtere Wirksamkeit beschieden seyn oder eine stille und unscheinbare: wie wir bildend und erziehend dazu mitwirken, ob sie einst ihre Bestimmung erfülle, das wird immer davon abhangen, daß wir durch Zucht und Vermahnung zum Herrn den billigen Gehorsam in ihnen erwecken und erhalten, der den Grund legen muß zu allem Guten und Großen, was ihnen obliegen kann.

So laßt uns denn reine Herzen diesem großen Geschäfte der Jugendbildung weihen! laßt uns nüchtern seyn und wachen, daß keine Erbitterung die natürliche Liebe störe, und daß weise Zucht und fromme Ermahnung zum Herrn, beides durch Wort und That geübt, die heilsame Ehrerbietung in den Seelen der Jugend befestige, so wird auch immer ein williger Gehorsam beweisen, daß ihre Herzen uns in Vertrauen zugewendet sind, und Gewähr leisten, daß Gott unser Werk segnen will bis in die späte Zukunft hinein. Und wie eine reiche Quelle theils unaufhaltsam fortströmt und theils aufsprudelnd in sich selbst zurückkehrt, und ihre nächsten Umgebungen nährt und erfrischt: so werden auch wir, indem wir uns bemühen, unsere Kinder gottgefällig zu erziehen, zugleich uns selbst auf eine wohlthätige Weise erquickt und im göttlichen Wohlgefallen gefördert fühlen. Amen.

VI.

Ueber das christliche Hausgesinde.

Erste Predigt.

Wenn wir, m. a. Fr., das christliche Hauswesen betrachten, wie es unter uns gestaltet ist: so finden wir außer den Eltern und Kindern, über deren Verhältniß gegen einander wir uns unterredet haben aus dem Worte Gottes, und außer den zufälligen Mitgliedern, die sich so manches christliche Hauswesen zugesellt, theils aus der unmittelbaren Befreundung theils fremdere, um in Gleichheit und Liebe mit den Eltern verbunden ihnen zu helfen in ihrem Beruf – und über diese würde es überflüßig seyn, etwas besonderes zu sagen — aber außer diesen finden wir fast überall noch andere Mitglieder des Hauswesens, auch helfend und dienend, aber in einem abhängigeren und unterwürfigeren Verhältniß. Und hier kommt uns gleich bei dem ersten Gedanken an die Sache eine, ich möchte sagen allgemeine Klage entgegen, daß nämlich dieses Verhältniß in der gegenwärtigen Zeit vorzüglich scheine von einem eigenthümlichen Verderben ergriffen zu seyn, indem fast nur in jenen einfacheren

Kreisen der Gesellschaft das Hausgesinde gedeiht, wo die Ungleichheit zwischen ihm und der Herrschaft die geringste ist, und wo der häuslich Gehorchende hoffen darf, auch bald in einen Zustand häuslicher Selbstständigkeit zu kommen; überall aber, wo Herr und Diener weiter aus einander gehn, und wo die Wahrscheinlichkeit sey, daß ein großer Theil des Lebens in diesem unterwürfigen Verhältniß hingehen werde, da scheine es an einem unheilbaren Schaden zu leiden. Diese Klage bewährt sich unter uns besonders durch den wenigen Bestand, den diese Verhältnisse haben, indem immer wieder die Herrschaften neues Gesinde und das Gesinde neue Herrschaften sucht; sie bewährt sich durch die lebhafte Unzufriedenheit, mit der das Verhältniß so oft endet, durch das häufige Dazwischentreten der Obrigkeit in einzelnen Fällen, und durch die wiederholt aber immer fruchtlos versuchte Verbesserung der Gesetze über diesen Gegenstand im Allgemeinen. Zwar ist auch hier die mildernde Kraft des Christenthums nicht zu verkennen, wenn wir den gegenwärtigen Zustand der dienenden Klasse mit jenem bei den alten Völkern vergleichen, wo sie Leibeigne waren und Sklaven fast ohne Schuz der Gesetze der Willkühr ihrer Herren Preis gegeben; aber rechte Freudigkeit von beiden Seiten müssen wir doch im Ganzen noch vermissen in diesem Verhältniß. Es fehlt Anhänglichkeit von beiden Seiten, daher was mit Gleichgültigkeit geknüpft wird, sich in Widerwillen löset; und eben so stark und allgemein als die Dienenden über Härte klagen und über Mangel an billiger Fürsorge, klagen auch ihrerseits die Gebietenden über Mangel an theilnehmender Aufmerksamkeit und über Untreue. Nicht daß es keine Ausnahmen gäbe; aber indem diese zeigen, daß es auch unter uns besser seyn könnte, so schärfen sie nur jene Klagen, die für das christliche Hauswesen einen harten Vorwurf enthalten. Ja wer dies recht fühlt, muß, denke ich, eines solchen Zustandes so müde seyn, daß ihn bedünke,

es sey, wie beide Theile sich nun schon seit geraumer Zeit gegen einander gestellt haben, die höchste Zeit, daß sie sich ganz aufs neue vertragen, und ein neues Leben mit einander beginnen müßten. Aber ein solcher neuer und vollkommener Vertrag kann nur seyn aus dem Worte Gottes. So laßt uns denn hören, was dieses darüber sagt.

Text. 1 Kor. 7, 20—23.

Ein jeglicher bleibe in dem Beruf, darin er berufen ist. Bist du ein Knecht berufen, sorge dir nicht; doch kannst du frei werden, so brauche deß viel lieber. Denn wer ein Knecht berufen ist in dem Herrn, der ist ein Gefreiter des Herrn; desselbigen gleichen wer ein Freier berufen ist, der ist ein Knecht Christi. Ihr seyd theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte.

Der Apostel führt dies alles hier nur beispielsweise an, um nämlich zu zeigen, daß wie groß auch die innere Veränderung eines Menschen sey, der sich von der Finsterniß zu dem Lichte des Evangeliums wendet, doch gar nicht so viel äußere Veränderungen daraus hervorgehen müssen, als viele wol glauben mochten. Indeß wiewol er nur beiläufig von unserm Gegenstande redet, so verbreitet er sich doch genugsam darüber wie derselbe überhaupt aus dem Standpunkt eines Christen und in Beziehung auf unser gemeinsames Verhältniß in Christo zu beurtheilen sey. Dies aber ist ja das erste, dessen wir suchen müssen völlig gewiß zu werden. Laßt uns also näher erwägen, wie der Apostel in den verlesenen Worten das Verhältniß der Gebietenden zu den Dienenden im Hause ansieht.

I. Das erste also ist offenbar, daß der Apostel es auch angesehen hat als ein nothwendiges Uebel. Daß er es so betrachtet, indem er sich in die Stelle der Dienenden sezt, das leuchtet schon deshalb unmittel-

bar aus seinen Worten gar sehr ein, weil er sie zunächst über das ganze Verhältniß tröstet. Bist du ein Knecht berufen, sorge dir nicht, mache dir keinen Kummer darüber, zugleich aber auch ermunternd und aufregend hinzufügt. Kannst du es aber dahin bringen, frei zu werden, so brauche deß viel lieber, laß die günstige Gelegenheit ja nicht vorbeigehen. Auch mußte wol, zumal bei dem damaligen Zustand der Dienenden, jeder so urtheilen, der irgend fähig war, sich in den Zustand eines andern hinein zu versetzen. Nicht wenige von dieser Klasse waren durch die bloße Gewalt, durch kriegerische oder gar durch räuberische, in die Knechtschaft gekommen, andere befanden sich darin durch ihre Geburt, indem dieser traurige Zustand sich von den Müttern auf die Kinder fortpflanzte; und diese Knechtschaft machte sie so abhängig von den Launen und der Willkühr ihrer Herren, daß sie auch gegen die härtesten und unverschuldetsten Mißhandlungen derselben so gut als gar keinen Schuz bei den Gesezen fanden, daß sie über ihre Kräfte und ihre Zeit gar nicht zu schalten hatten, daß der Herr sie bestimmen konnte zu jeder Art von Dienst und besonders also den in seinem Hause Geborenen von Kindheit an die Bahn ihres Lebens auf das genaueste vorzuzeichnen und die Ausbildung ihrer Kräfte nach Gutdünken zu beschränken befugt war. — So ist es freilich jezt keinesweges mehr unter uns. Niemand ist überhaupt in einem solchen Grade und besonders nicht durch ungesezliche Gewalt oder durch eine rechtlose Geburt der gebietenden Willkühr eines andern Einzelnen unterworfen; allein demohnerachtet ist die Ansicht des Apostels auch auf die Dienenden unserer Tage nur zu sehr anwendbar. Denn freilich genießen unsere Dienstleute den sehr wirksamen Schutz der Geseze; freilich steht es größtentheils in ihrem Belieben, ihre Herrschaft zu wechseln so oft sie wollen; freilich haben sie darin, daß das väterliche Haus ihnen nicht so lange Thätigkeit und

Unterhalt gewähren kann, bis sie im Stande sind, ein eigenes Hauswesen einzurichten, eine dringende Aufforderung und einen Trostgrund bei allem, was ihnen begegnen mag: aber wie weit stehen sie dennoch zurück hinter denen, die um ein bestimmtes Geschäft vollkommen zu erlernen und vorläufig für Andere auszuüben das väterliche Haus, das sie nicht mehr bergen kann, verlassen ohne eine so genaue häusliche Verbindung anderwärts einzugehen. Denn diese sind doch nie auf eine so persönliche Weise gebunden und unterworfen, und dabei tragen sie das Bewußtseyn mit sich, daß sie sich auf dem geraden Wege finden, wenn auch nicht schon in der ersten Jugendblüthe, doch noch in den kräftigeren Lebensjahren dem Ruf der Natur folgen und einen eigenen Hausstand bilden zu können; wogegen eben dieses für die Dienenden nur ein fernes Ziel ist, und sehr ungewiß, ob sie es erreichen werden. Ein solcher Zustand nun, so sehr, daß ich menschlicher Weise rede, dem Zufall hingegeben, so ohne sichere Haltung, so fern von den Ansprüchen, die zumal in der christlichen Welt jeder Mensch scheint machen zu dürfen, mit so wenigen Aussichten für die späteren Jahre des Lebens, ein solcher kann nur als ein nothwendiges Uebel angesehen werden, und wir müssen jedem Mitchristen wünschen, daß es für ihn nur ein vorübergehendes sey.

Aber, was vielleicht nicht so gleich einleuchtet, ist dieses, daß auch für die Hausherren und Frauen der Umstand, daß sie der Dienenden bedürfen, nur ein nothwendiges Uebel ist. Denn ein unverkennbarer Vorzug ist es wol für die Wohlhabenderen, eine Menge von kleinen äußerlichen Geschäften von sich abzuwälzen und Anderen zu übertragen; aber deshalb mehrere dem Hause ursprünglich fremde Menschen in dasselbe als Hausgenossen aufnehmen zu müssen, das ist eine drückende Last. Schon die Stille, die jedes christliche Hauswesen nach Anweisung der Schrift suchen soll, wie muß sie nicht leiden durch den öfteren Hinzutritt neuer Mitglieder

des Hauses, deren abweichende Sitten die einträchtige Ruhe stören, und die nur sehr allmählig die mitgebrachten Gewohnheiten ablegen, um sich in die Sitten des Hauses zu fügen! Und die christliche Erziehung der Kinder, bei der so viel darauf ankommt, daß alles in einem gleichförmigen und festen Gange fortgehe, wie muß sie nicht gestört werden durch fremde Einwirkung von solchen, die eines andern gewohnt nur sehr schwer dahin gebracht werden können, was irgend im häuslichen Leben vorkommt, auf dieselbe Weise wie wir anzusehen und zu behandeln. Und das Bewußtseyn, welches uns ja niemals verlassen darf, daß jeder im Hause seine Schwachheiten hat, welche, wie sie mit Liebe getragen werden müssen, so auch nur durch Liebe geheilt werden können, wieviel gerechte Besorgniß muß es uns nicht erregen, wenn von Zeit zu Zeit neue Glieder dem Hause zuwachsen, die ihm nicht ursprünglich durch Liebe verbunden sind, sondern von denen wir, je weniger ihre Lage ihnen selbst erwünscht ist, um desto mehr vermuthen dürfen, daß zunächst ihr Bestreben nur darauf gerichtet seyn könne, die Schwachheiten der Andern zwar so viel als möglich zu ihrem eigenen Vortheil zu benuzen, selbst aber so wenig als möglich darunter zu leiden. Ja selbst wenn wir auf den unmittelbaren Beruf dieser hinzugenommenen Glieder des Hauses sehen, auf die äußeren Dienste, welche sie zu leisten haben: wie fühlen wir uns auf mannigfaltige Weise verlegen, sie uns leisten zu lassen, so lange wir kein anderes Gefühl haben, als daß sie um des Lohnes willen geleistet werden; so daß wir uns erst wohl befinden, wenn ein gemüthliches Verhältniß sich bildet, und die Art, wie jene Dienste verrichtet werden, uns Gewähr leistet, daß auch die Liebe und der Antheil an dem gemeinen Wohl des Hauses dabei im Spiel ist, und sich will zu erkennen geben. Aber wie spät kann sich ein solches Verhältniß erst befestigen, da sie und wir ohne allen früheren Zu-

sammenhang durch den Zufall zusammengeweht werden, ja und wie oft kommt es gar nicht zu Stande! Aus allen diesen Gründen, und wieviele ließen sich wol noch hinzufügen, ist es gar natürlich, daß auch die Gebietenden im Hause es nur als ein nothwendiges Uebel ansehen und beseufzen, von Dienenden in einem solchen Verhältniß umgeben zu seyn, welches, je größer die Zahl derselben ist, je häufiger der Wechsel eintritt, um desto schwerer eine des christlichen Lebens würdige Gestalt annehmen kann.

Darum, wenn es doch in der christlichen Welt nicht füglich bestehen kann, daß die Dienenden auf solche Weise zum Theil schon von ihrer Geburt an, dem Hauswesen angehören, wie es zu des Apostels Zeit bei den Völkern, die er im Auge hatte, der Fall war: so müssen wir uns desto mehr freuen, daß die Zahl unserer dienenden Hausgenossen so gering ist im Vergleich mit der damaligen Zeit, und daß eine große Menge von Diensten, die damals von solchen Angehörigen verrichtet wurden, uns jezt von selbstständigen Menschen geleistet werden, die dem Hauswesen fern bleiben. Und so ist schon im Ganzen, weniger durch die zerstreuten Bestrebungen Einzelner als durch den allgemeinen Gang der Weltbegebenheiten, das ermahnende Wort des Apostels in dem weiteren Sinne wahr geworden, daß schon gar viele von denen im Allgemeinen frei geworden sind, die ehedem Knechte seyn mußten.

Indeß, wenn gleich sehr vermindert, nothwendig bleibt das Uebel noch immer, unentbehrlich für diejenigen, welche sich müssen dienen lassen, weil sie sich viele Hülfsleistungen bis jezt noch auf keine andere Weise verschaffen können, unvermeidlich für diejenigen, welche dienen, weil sie auf keine andere Weise insgesammt ihren Unterhalt finden könnten. Aber kann man es den Dienenden verargen, wenn sie sich die Worte immer wiederholen: Kannst du frei werden, so gebrauche dich

deß viel lieber? und wenn sie sich aus einem Stande, der so wenig Befriedigung gewähren kann, heraussehnen? Kann man es den Hausherren verdenken, wenn sich der vergebliche Wunsch, keiner Fremden im Innern des Hauses zu bedürfen, immer in ihnen erneuert? Kann man es beiden verdenken, wenn oft das leiseste Mißvergnügen hinreicht, ein so unfestes Band zu lösen, und wenn sie im Wechsel gleichsam einen Ersatz suchen für das Unerfreuliche des Verhältnisses überhaupt? Daß aber eben hiedurch, was daran übel ist, noch übler wird, und daß demnach auf diesem Wege, und wenn wir nicht ein ganz neues Lebenselement hineinbringen, es mit diesem Theile des Hauptstandes nicht wesentlich besser werden kann, sondern bis dahin, wenn irgend ein Verhältniß zwischen Herrschaft und Dienstleuten sich vortheilhaft auszeichnet, dieses nur als ein glücklicher Zufall angesehen werden muß, das ist wol jedem einleuchtend genug.

II. Diese neue Triebfeder nun, um das ganze Verhältniß auf eine gottgefällige Art zu ordnen, finden wir angedeutet in dem, was uns die folgenden Worte des Apostels darbieten, daß er nämlich dies Verhältniß als eine **Ungleichheit** ansieht, **welche ausgeglichen werden soll**. Denn wie es eine Ungleichheit war, daß der eine der Herr war und der andere der Knecht: so ist das offenbar eine Ausgleichung, wenn der Apostel zu den Einen sagt: „Wer ein Knecht berufen „ist in dem Herrn, der ist ein Gefreiter des Herrn.“ Und zu den Andern: „Wer ein Freier berufen ist, der „ist ein Knecht Christi.“ Aber es ist eine Ausgleichung, die nur durch die Beziehung beider auf Christum hervorgebracht wird; und eben diese Beziehung nun ist es, welche dem ganzen Verhältniß ein neues und anderes Leben mittheilen soll. Und dies laßt uns jetzt noch als den zweiten Theil unserer Betrachtung näher erwägen.

Zuerst also, wer ein Freier berufen ist, sagt der Apostel, und das ist der, welcher sich kann dienen lassen, der ist ein Knecht Christi. Dies aber meynt er nicht nur so im Allgemeinen, wie man wol zuerst geneigt seyn mag, es aufzufassen. Daß wir alle ohne Unterschied, auch die bürgerlich frei sind, ja selbst die gebieten und herrschen, in welchem Sinne es sey, in das Haus Gottes aufgenommen sind ohne eine persönliche Selbstständigkeit, ohne ein natürliches Anrecht, das heißt als Knechte, ja daß wir uns in diesem Verhältniß desto besser befinden, je mehr wir abhängig sind und bleiben von unserm Herrn und Meister, das ist wahr; es ist auch schon dieses eine Ausgleichung, weil nämlich hierin wir ganz gleich sind denen, die uns dienen und untergeben sind, so fern wir nämlich beiderseits berufen worden sind in dem Herrn: aber es ist nur das Allgemeine, wobei wir nicht stehen bleiben müssen, wenn wir den Apostel ganz fassen wollen; sondern seine Meynung ist, wir sollen es auch anwenden auf dies Verhältniß ganz besonders, daß nämlich ein Hausherr auch in Bezug auf die ihm zugewiesenen dienenden Hausgenossen, ein Knecht Christi seyn, das heißt wissen solle, er habe auch an ihnen einen Willen seines Herrn zu erfüllen, und daß er auch hier, was er thut, nicht ihm selbst thun solle, sondern seinem Herrn.

Muß nun nicht, m. Gel., sogleich, wie wir dieses bedenken, uns ein ganz neuer Sinn für dieses Verhältniß aufgehen? muß nicht das Gefühl, daß es ein nothwendiges Uebel sey, welches Gefühl uns doch vorzüglich nur aus den tausend sich tausendmal wiederholenden äußeren Kleinigkeiten des täglichen Lebens entsteht, ganz zurücktreten, sobald wir dies Verhältniß im Ganzen als einen Theil unseres christlichen Berufs ansehn? und müssen wir nicht die Zuversicht fassen, daß gewiß das Wichtigere, was uns darin oft störend ist, um desto

sicherer verschwinden werde, je mehr wir immer zuerst darnach trachten, den Willen unseres Herrn zu erfüllen? — Diesen aber zu erkennen kann ja nicht schwer seyn, wenn wir dessen eingedenk bleiben, daß es ihm überall nur auf das Heil der Seelen ankommt und auf das Suchen des Verlornen und Zurückbringen des Verirrten; denn daraus folgt, daß er uns auch hiezu vorzüglich diejenigen anvertraut haben will, welche mit uns in diese häusliche Verbindung treten. Oder wo findet alles Bessere im Menschen mehr Haltung und Ruhe als im häuslichen Leben, wenn es nur irgend christlich und natürlich geordnet ist? Wo wird die Gewalt der Liebe stärker und segensreicher gefühlt als da? wo wird durch das Zusammenseyn aller menschlichen Verschiedenheiten an Geschlecht und Alter und durch die Vollständigkeit eines abgeschlossenen Daseyns das Gleichgewicht der Seele mehr befördert als da? Diejenigen nun, welche sich als dienende Glieder unserm Hauswesen anschließen wollen, sind doch immer solche, die aus diesem wohlthätigen Zusammenhang herausgerissen sind, und der Herr weiset sie uns zu, damit wir ihnen einen Ersaz verschaffen dafür, daß sie abgetrennt sind von den Ihrigen. In diesen heilbringenden Zusammenhang sollen sie, wenn gleich auf eine andere Weise, wieder aufgenommen, und eben durch das Wohlthätige desselben vor jener Zerstreuung und Verwilderung bewahrt werden, der sich der vereinzelte Mensch so leicht überläßt; sie sollen mit berührt werden von dem milderen Geist eines gesitteten und gebildeten Lebens; sie sollen Vorbilder seyn christlicher Lebensweise und christlicher Tugenden; sie sollen unterscheiden lernen von dem verworrenen Treiben der Welt, wie es zugeht in einem Hause, wo der Hausvater keinen andern Wahlspruch kennt, als den Ich: und mein Haus wir wollen dem Herrn unserem Gott dienen. Und wie der Apostel selbst ihnen den Rath giebt, wenn sie frei werden könnten, deß viel lieber zu brauchen, und auch

wir jedem Einzelnen von ihnen von Herzen wünschen müssen, nach diesem Prüfungsstande in das selbstständige Daseyn im eigenen Hauswesen einzugehen: so sollen sie hiezu durch dieses Verhältniß vorbereitet, und in dem Hause einer christlichen Herrschaft zu allem Gottgefälligen und Löblichen angeleitet werden, was ihnen Ruhe und Zufriedenheit im eigenen häuslichen Leben wird gewähren können. Wenn wir, die wir uns dienen lassen dürfen und müssen, es auf diesen christlichen Zweck anlegen mit unsern Dienstleuten, wenn wir nur diejenigen leicht und ohne großes Leidwesen aus solchem Verhältnisse entlassen, denen es leider an dem Sinn für eine christliche und mehr auf das Innere gerichtete Behandlung desselben fehlt, sonst aber auch mit Schwachheiten und Unvollkommenheiten Gedult tragen und nicht aufhören, auf ihre Besserung zu wirken, weil dazu uns der Herr berufen hat: so muß sich unfehlbar auch mehr Anhänglichkeit und Liebe in diesem Verhältniß entwickeln, als leider bis jezt größtentheils geschieht; diese aber ist es allein, wodurch alles Ungleiche sich zur beiderseitigen Zufriedenheit ausgleicht.

Denn wenn so die Herren den Anfang machen, sich als Knechte Christi zu zeigen, so wird dann auch desto leichter das andere Wort des Apostels in Erfüllung gehen, daß der Dienende sich fühlt als ein Freigelassener des Herrn. Dieser Ausdruck ist hergenommen aus den Einrichtungen der damaligen Zeit, wo es oft zu geschehen pflegte, daß nach einer Reihe von Jahren treuen Dienern die Freiheit geschenkt ward; und dann entwickelte sich erst ein neues schöneres Verhältniß zwischen dem Freigelassenen und seinem ehemaligen Herrn, worin freie Liebe anerkannt werden konnte und dankbar empfunden. So hielt der Freigelassene fortwährend an dem Hause seines Herrn, und suchte und fand dort immer noch Rath und Unterstüzung und nun erst, nachdem er durch keine Gewalt mehr gebunden

war, ward er recht von Herzen als ein dem Hause Angehöriger angesehn, und nahm an allem, was sich dort ereignete, herzlichen Antheil. Wenn nun der Apostel dem gemäß hier sagt: Wer ein Knecht berufen ist in dem Herrn, der ist ein Gefreiter des Herrn: so hat er auch dabei nicht etwa nur ganz allgemein daran gedacht, daß wer die Seele frei fühlt von der Herrschaft der Sünde, auf die äußere Dienstbarkeit keinen großen Werth mehr legen kann; und daß ohne allen Unterschied der bürgerlichen Verhältnisse nur nach dem Maaß als wir dem Herrn, der alle frei machen will, anhängen und folgen, wir auch so von ihm frei gemacht werden, daß er zu uns sagt: Ich sage nicht, daß ihr meine Diener seyd, sondern ihr seyd meine Freunde; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr thut, ihr aber wißt es. Wer wollte nicht die Wahrheit des Wortes auch in diesem allgemeinen Sinne fühlen, und daß darin der stärkendste Trost liegt für diejenigen, die in den äußeren Ungleichheiten des Lebens benachtheiligt sind. Aber begnügen wollen wir uns nicht mit diesem allgemeinen Sinne; denn der Apostel hat auch hier insbesondere das gemeynt, daß die in einem christlichen Hauswesen dienen, eben in dieser Beziehung sich ansehen sollen als Freigelassene des Herrn. In einer solchen Gemeinschaft sollen sie das Gefühl des Zwanges und der Dienstbarkeit verlieren, und sich unbeschadet der Treue und dem Gehorsam eines freieren Verhältnisses bewußt seyn, denn wenn ein Dienender deß gedenkt, daß jedes Hauswesen eine Pflanzstätte ist für die christliche Kirche, und eine feste Burg gegen alle Verwirrungen deß äußeren Lebens: so muß er sich geehrt fühlen und erhoben wie aus der Knechtschaft ein Freigelassener durch den Beruf einem solchen hülfreich zu seyn. Auch in den Dienenden muß durch diese Betrachtung das Gefühl, daß ihr Verhältniß für sie nur ein nothwendiges Uebel sey, verschwinden, und sie müsseu es als eine Gabe Gottes ansehn, daß ihnen

gegeben ist, nicht nur aus Noth unterthan zu seyn ihrer Brodherrschaft, sondern um des Gewissens willen, und daß sie ihren Beruf lieben können als ihre freie Wahl. Ja je mehr sie es bei ihrem Dienst auf diesen christlichen Zweck anlegen; je mehr sie inne werden, wieviel auch sie durch ihre wenn gleich größtentheils unscheinbaren Leistungen beitragen können, den Geist der Ruhe und Stille zu erhalten, durch den am meisten ein Hauswesen in einem gottgefälligen Gange bleibt: desto mehr wird die Liebe, mit der wir alle geneigt sind, diejenigen zu umfassen, denen wir wohlthun, auch in ihnen Raum gewinnen gegen die Glieder des Hauswesens, dem sie dienen. Je mehr dann die Herrschaften ihrerseits sich als Knechte Christi beweisen, um desto mehr werden auch die Dienenden sich willig fügen in manches Unvermeidliche, sie werden ihre Ansprüche mäßigen und auch ihrerseits Nachsicht üben; und es wird sich zwischen beiden Theilen ein frommes Band der Treue und Liebe knüpfen, das nicht ohne Schmerzen kann gelöst werden, und der häusliche Zustand wird auch in dieser Beziehung erfreulich werden für alle.

Dies, m. gel. Freunde, ist das neue Leben, welches in diesem Verhältniß entstehen würde, wenn wir die Worte des Apostels recht beherzigten. Dies ist die Art, wie es sich nach der Ansicht dieses großen Lehrers und Begründers christlicher Gemeinden und Hausgemeinden auch unter uns gestalten soll; und wir müssen wol gestehen, daß sie mit allen Forderungen des Christenthums auf das genaueste zusammenstimmt. Denn überall, wo Christen zu einer gemeinsamen Wirksamkeit zusammentreten, soll das Bewußtseyn, daß sie alle auch darin dem gemeinsamen Herrn dienen, sie unter einander befreunden; und die allgemeine christliche Bruderliebe soll sich zu einer dem jedesmaligen Verhältniß angemessenen eigenthümlichen Liebe gestalten. Und hiedurch allein kann auch dieses sonst größtentheils übel erschei-

nende Verhältniß zwischen den Herrschaften und Dienstleuten sich in ein gesegnetes verwandeln. — Niemand wende dagegen ein, daß das Gesagte immer eine gewisse Gleichheit voraussezе, daß aber in diesem Verhältniß großentheils beide Theile bürgerlich so weit auseinander ständen, daß jenes nicht anwendbar sey. Denn, m. Gel., im häuslichen Leben soll man ja auch sonst die bürgerlichen Verhältnisse zum großen Theile vergessen. Wie uns jedes Hauswesen drückt und beengt, wo wir auch im Verhältniß der Eltern und Kinder den Rang, den jene in der Gesellschaft einnehmen, zu stark durchschimmern sehen, sondern wir verlangen, daß das Göttliche und Natürliche in diesem Verhältniß alles andere verdunkeln soll: so muß sich eben dies auch auf alles andere innerhalb des Hauses erstrecken. Und wenn es doch häufig genug selbst in den Höheren eine tadelnswerthe und das richtige Verhältniß störende Vertraulichkeit giebt zwischen der Herrschaft und ihren untergeordneten Hausgenossen, bei der ja auch die bürgerliche Ungleichkeit bei Seite gestellt wird: sollte nicht eben so gut auch von richtiger und edler Gesinnuug aus ein liebevolles Verhältniß entstehn können, wobei der wahren Achtung nichts darf vergeben werden, und das beide Theile im christlich Guten fördert? Nicht einmal die äußeren Zeichen der Ehrerbietung werden gefährdet dadurch, daß achtungsvolle Liebe und Anhänglichkeit zwischen beiden Theilen besteht: aber möchten wir doch lernen, wie wenig jene äußeren Zeichen der Ehrerbietung und der Dienstbarkeit im Stande sind, das Gefühl der Ehrfurcht zu erhalten, wo dieses nicht tiefer begründet ist! Jene Ungleichheit also schadet dem besseren Zustande nicht, den wir wünschen; aber kommen kann er nur für diejenigen, für die das Wort des Apostels einen Sinn hat, daß wir, wozu wir auch berufen seyn mögen, immer berufen sind in dem Herrn, das heißt nur für die, welche geneigt sind, auch das Hauswesen in allen seinen Gestaltungen

vornämlich als einen Theil der Gemeine Christi, und ihren Ort darin als einen von ihm an sie ergangenen Beruf zu betrachten. Wäre das nur allen christlichen Häusern recht deutlich aufgeprägt! Könnten wir die Zeiten zurückrufen, wo in dem Gefühl sich zum gemeinsamen Leben auch gemeinsam an dem Worte Gottes stärken zu müssen alle Glieder des Hauses ohne Ausnahme sich fleißig zum häuslichen Gottesdienst versammelten! Ueberall ist diese schöne christliche Ordnung gewiß noch nicht verschwunden; wo wir sie aber nicht herstellen können, möchten da alle verschiedenen Familienglieder in unserm gemeinsamen öffentlichen Gottesdienste den Ersaz finden. Wohlan! so laßt uns hier im Hause Gottes und an dem Tische des Herrn nie zusammen kommen, ohne daß uns dies Gefühl recht durchdringe, damit es uns dann auch im Leben immer mehr beherrsche: daß wir nämlich Eine Gemeinde des Herrn sind, Brüder in dem, der unser Aller Herr sich nicht schämt, uns Alle Brüder und Freunde zu nennen! Möchten alle heiligen Augenblicke, in denen wir uns inniger mit Ihm vereinigen, uns auch nach des Herrn eigenem Gebot zur herzlichen Annäherung unter einander gereichen, und in unserer Seele nachhallend und nachschwingend alles zuvorkommend verhüten, was im häuslichen Leben den reinen Einklang der christlichen Liebe stören wollte. Dann werden Herrsucht und Eitelkeit, kalte Selbstsucht und knechtischer Augendienst immer mehr verschwinden, und zwischen Gebietenden und Gehorchenden ein reines Verhältniß sich gestalten, so, daß jeder von beiden an seinem Ort als Knecht des Herrn der Eine und als Freigelassener des Herrn der Andere das gemeinsame Werk des Herrn treibe, und jeder in seinem Berufe immer mehr geheiliget werde durch den, der allein alles heiligen kann. Amen.

VII.

Ueber das christliche Hausgesinde.

Zweite Predigt.

M. a. Z. Das gilt gewiß von allen Verhältnissen des menschlichen Lebens, daß wenn die Lust und Liebe dazu nicht mit der Einsicht, was darin der Wille Gottes sey, zusammenhängt, sie nur aus veränderlichen Neigungen oder sinnlichen Antrieben entspringt, und mit persönlichen Beziehungen in Verbindung steht, daß aber die rechte Freude des inwendigen Menschen daran sich erst entwickeln kann, wenn wir uns vergegenwärtigt haben, wie sich der Werth und das Wesen eines Lebensverhältnisses zeige, wenn es aus dem Gesichtspunkt des Christen betrachtet wird. Dann erst, wenn der Unterschied zwischen flüchtigeren und tiefer gewurzelten Neigungen und einem gleichmäßigen herzlichen Pflichtgefühl, und der Unterschied zwischen dem scheinbar Unbedeutenden, worüber wir so leicht hinweggleiten, und dem Großen und Wichtigen, welches uns drückt, in einem andächtigen Gefühl von der Heiligkeit des ganzen Lebens verschwindet: dann erst können wir von jedem einzelnen

Verhältniß fühlen, wie unentbehrlich es im Ganzen ist, und welche Fülle des Guten daraus hervorgehen kann und soll, sobald nur der Wille Gottes darin erfüllt wird. So hoffe ich soll es uns auch ergangen seyn mit dem Verhältniß zwischen den Dienenden und Gebietenden im christlichen Hausstande, wovon wir neulich anfingen zu reden. Wenn wir eingesehen haben, wie auf der einen Seite zwar mancherlei jedoch unvermeidliche und nothwendige Uebel mit diesem Verhältniß verbunden sind, wie aber auf der andern Seite der große göttliche Hausstand auf Erden, dessen Glieder wir alle sind, auch dadurch gefördert werden kann: so muß ja wol das Unbedeutende uns wichtig geworden seyn, das Ungleiche sich geebnet haben, und die Lust an dem Willen Gottes in diesem Verhältniß alles andere daran überwiegen. Nur, m. Gel., daß mit dieser Lust des inwendigen Menschen an der Ordnung Gottes noch nicht alles gethan ist; sondern ist diese erregt, und wollen wir zum Werk schreiten, dann beginnt erst der Streit zwischen dem Geist und dem Fleisch. Dann regt sich mancherlei mit dem göttlichen Willen streitendes in der Seele, und hemmt unser Werk; dann fühlen wir das Gesez in unsern Gliedern, wie der Apostel es nennt, welches wider unsern Willen seine alte Gewalt auch auf diesem Gebiet noch ausüben will, dann tritt uns bei jedem Schritt auf allen Seiten ein innerer Widerstand entgegen; und indem aus den widerstrebenden Bewegungen des Herzens auch arge verwirrende Gedanken hervorgehen, welche uns das allgemeine Bild des Guten und Rechten im Einzelnen wieder verdunkeln; so muß ein Verlangen in uns entstehn, daß sich aus der Lust des inwendigen Menschen an dem im Allgemeinen erkannten Willen Gottes auch eine geordnete Einsicht in den ganzen Zusammenhang der Sache entwickeln möge, damit wir ohne durch unsere eignen verklagenden und entschuldigenden Gedanken bethört zu werden, auch im

Einzelnen, was das Beste sey, richtig beurtheilen, und wissen können, in welcher Hinsicht vorzüglich wir unsere eigene Seele bezähmen müssen, wenn der Wille Gottes auch durch uns wirklich so vollzogen werden soll, daß sich der gegenwärtige ungenügende Zustand in einen besseren und der christlichen Kirche würdigeren verwandle.

Diesem Verlangen nun wollen wir in Bezug auf das Verhältniß, wovon schon neulich unter uns die Rede gewesen ist, durch unsere heutige Betrachtung zu genügen suchen.

Text. Koloss. 3, 22 u. 4. 1.

Ihr Knechte seyd gehorsam in allen Dingen euren leiblichen Herren, nicht mit Dienst vor Augen als den Menschen zu gefallen, sondern mit Einfältigkeit des Herzens und mit Gottesfurcht. Alles, was ihr thut, das thut von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen. — Ihr Herren! was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt.

Auch hier, m. A., faßt der Apostel alles, was er von den Christen in diesem Verhältniß wünscht, in wenige einfache Vorschriften zusammen, wie ich sie, nur mit Auslassung dessen, was so genau nicht dazu gehört, jetzt vorgelesen habe. Auf den ersten Blick zwar kann es wol scheinen, als werde dadurch noch nicht allem geholfen, was wir an eben diesem Verhältniß vermissen. Indessen hoffe ich, wird sich bei näherer Betrachtung zeigen, wie erschöpfend auch diese Vorschriften sind, wenn wir sie nur in nähere Beziehung bringen mit dem, was wir neulich schon erwogen haben, und wenn wir uns nur dem gemäß auch alle ihre Folgen vor Augen stellen. Laßt uns daher zuerst sehen, wie die Vorschriften, die der Apostel hier giebt, mit der allgemeinen Ansicht von der Sache zusammenstimmen, die er in seinen neulich betrachteten Worten aufgestellt hat,

und dann zweitens sehen, was die natürliche Folge davon seyn muß, wenn die Vorschriften, die er hier giebt, aus reinem Herzen befolgt werden.

I. Was der Apostel von den Dienenden fordert, ist vornehmlich zweierlei; sie sollen auf der einen Seite aller Augendienerei sich enthalten, auf der andern aber auch sich vor allem Mißmuth hüten, vielmehr, was sie zu thun haben, von Herzen thun und aus reinem guten Willen, wie ja vor Gott nichts anderes gilt als dieser. Von den Gebietenden fordert er ebenfalls zweierlei, sie sollen den Dienenden geben was gleich und recht ist, und sie sollen dabei vermeiden die Gewalt, die ihnen verliehen ist, überall zur Schau zu tragen; denn das liegt in dem Gedanken an den Herrn im Himmel, der allein der wahre Herr ist, vor dem doch alle menschliche Herrschaft verschwindet. Beides nun hängt genau zusammen mit der Ansicht, die in den neulich erwogenen Worten enthalten war, obgleich dort der Apostel dies Verhältniß nur vorübergehend berührte.

Denn der Hauptinhalt dessen, was er dort von den Dienenden sagt, war folgender. Wenn Jemand in die christliche Gemeinschaft aufgenommen worden, so habe dieses ohnerachtet aller brüderlichen Gleichheit gar keinen Einfluß auf seinen äußerlichen Stand, es hindere gar nicht, daß jeder in demselben bleibe, den er erwählt, oder wozu ihn Gott berufen: aber eben so wenig auch hindere es, daß, wer in persönlicher Abhängigkeit von Andern leben müsse, nicht eben so wohl thue, wenn er frei werden könne, sich der günstigen Gelegenheit zu bedienen. Darin liegt nun, daß der Apostel diesen Zustand der Dienstbarkeit, gleichviel sey er nun etwas loser oder fester, immer nur für einen vorübergehenden ansieht, aus dem ein jeder in den Zustand eines freien Lebens im eigenen Hausstande solle übergehen können. Und

gewiß, je mehr uns das Christenthum in brüderlicher Liebe verbindet, desto weniger können wir irgend ein Verhältniß einer wirklichen persönlichen Abhängigkeit, in der ein Einzelner einem Andern dient, anders als auf diese Weise ansehn: aber daraus folgt auch, daß jeder schon in diesem Zustande sich darauf vorbereiten solle, daß er seine Freiheit recht gebrauchen könne, wenn es ihm gelingt, sie sich zu verschaffen. Offenbar nun sind wol die beiden Fehler, vor welchen der Apostel die Dienenden warnt, solche, durch welche hernach am meisten der richtige Gebrauch der Freiheit verhindert wird, und eben daran mögen wir diese zunächst erinnern.

Denn was zuerst den Mißmuth betrifft, so möchte ich sie fragen, was für Gewinn könntet ihr wol haben, von irgend einer Verbesserung eures äußeren Zustandes, wodurch ihr euch freier fühlt und unabhängiger, wenn ihr nicht ein frohes Herz mit hineinbringt? Der Mißmüthige findet überall Grund zur Unzufriedenheit, und ist in dem neuen Zustande gar bald eben so voll derselben Klagen und vergeblichen Wünsche als in dem vorigen. Seine größere Selbstständigkeit, sein ausgebreiteter Wirkungskreis gereicht weder ihm selbst zur Befriedigung, noch hat die menschliche Gesellschaft Ursache, sich darüber zu freuen. Vergeblich aber hofft ihr in einem künftigen Zustand ein fröhliches Herz hinein zu bringen, wenn ihr nicht den gegenwärtigen mit fröhlichem Herzen ausfüllt. Wäre nur von dem Vortheil derer die Rede, denen ihr dient: so könntet ihr freilich eure verschlossene Bitterkeit und euren verdrossenen Mißmuth noch in Schuz nehmen wollen und sagen: „Von einem Haushalter wird nicht mehr gefordert, denn daß er treu erfunden werde;“ und das wollen wir nicht leugnen, daß, wenn man nur den äußeren Maaßstab des Gesezes anlegt, es eine Treue giebt, die anerkannt werden muß, auch in einem unwilligen und unfröhlichen Gemüth, das eigentlich nichts von Herzen thut. Aber

wenn ihr nun dieser Treue wegen über viel gesezt würdet: so würde es euch nicht helfen. Ein fröhliches Herz aber hat keinen sicheren Grund, als wenn jeder seinem Beruf die edle und erfreuliche Seite abgewinnt, und was er zu thun hat, von Herzen thut. Wo dieser Kern aller Ruhe und Zufriedenheit fehlt, da muß bald auch die beste natürliche Anlage zu einem heitern Leben untergehn. Euer jetziger Beruf aber hat ebenfalls seine edle und erfreuliche Seite; erfüllt ihr ihn von Herzen, so werdet ihr den guten Einfluß davon auf das ganze Hauswesen, dem ihr angehört, bald inne werden, und dieses Gefühl ist die beste Ausrüstung für einen andern Stand, den euch Gott noch kann beschieden haben.

Eben so gewiß aber ist, daß nichts den Menschen eines freieren Daseyns unwürdiger macht, als der andere Fehler, vor dem der Apostel die Dienenden warnt, nämlich der Dienst vor Augen. Was unter diesem Ausdruck zu verstehen ist, wissen wir wol alle. Es ist die heuchlerische Schmeichelei, die, wo sie bemerkt wird, alles in Wort und That nur so einrichtet, wie es den Gebietenden gefällt, und zu allem auch gegen die eigne Ueberzeuguug bereit ist, die auch in dem Gebiet, wofür sie verantwortlich ist, nicht einmal den Versuch wagt, einer besseren Meinung Gehör zu verschaffen, wenn einmal der Wille des Gebieters angesprochen ist; wo sie aber unbemerkt ist, desto mehr auf den eignen Vortheil und die eigne Bequemlichkeit sieht, und hinterm Rücken tadelt und bespöttelt, was sie ins Angesicht billigt und mit scheinbarem Eifer in Ausführung bringt. Durch ein solches Betragen bekundet sich ein gänzlicher Mangel an Freiheit. Stellt einen solchen Menschen auf einen noch so hohen Punkt in der Gesellschaft: so lange er auch nur noch Einen über sich stehen hat, kann er nichts seyn als dessen Knecht. Wer sich so aller Wahrheit entsagt, hat, wem es so gar nichts kostet, sein inneres Gefühl ganz zu verläugnen und seine Ueberzeugung

unter die Füße zu treten, der nimmt die Knechtschaft überall mit hin, und ist unfähig, auch von der vollkommensten Freiheit irgend einen würdigen Gebrauch zu machen; ja eine jede Veränderung seiner Lage kann immer nur die Bedeutung haben, daß er als Knecht aus einer Hand in die andere geht. Wollt ihr also eines selbstständigeren Daseyns fähig werden, ihr, die ihr jezt abhängig, bald an dieses bald an jenes Hauswesen euch anschließet: so lernet auch in diesem geringeren Zustande euch selbst ehren, lernet Treue und Gehorsam mit der bescheidenen Mittheilung eurer Einsichten und Erfahrungen in eurem Geschäft verbinden, lernet nicht von dem Anblick eurer leiblichen Herren abhängig seyn, sondern dem Gewissen folgend, durch welches euer ewiger Herr zu euch redet, immer dieselbigen seyn, es sey vor Augen oder nicht vor Augen.

Eben die Fehler aber, wodurch am meisten die Dienenden unfähig werden, die Vorzüge eines freieren Daseyns würdig zu benuzen, eben diese müssen auch am meisten hindern, daß sie nicht in ihrem gegenwärtigen Zustande den Willen Gottes recht erfüllen können. Davon, m. G., sind wir gewiß alle überzeugt. Es kann manche Fehler der Dienenden geben, die im Einzelnen nachtheiliger zu wirken scheinen, aber keine, die so sehr das Zusammenleben im Häuslichen erschweren, und eben deshalb auch der Verbesserung alles andern Mangelhaften so sehr im Wege stehn, als eben diese. Denn je tiefer Jemand im Aeußeren unter uns steht, um desto weniger können wir uns in einem näheren Verhältnisse wohl mit ihm fühlen, wenn er uns nicht eine gewisse Achtung abzugewinnen weiß. Das ist aber dem Augendiener, wenn wir ihn dafür erkannt haben, völlig unmöglich; aber auch ehe wir ihn erkennen, läßt die zudringliche Schmiegsamkeit nichts aufkommen, was wahrer Achtung ähnlich wäre. Wen wir aber deshalb geringschäzen müssen, weil wir sehen, daß es ihm mit

keiner Sache Ernst ist, daß sich keine Ueberzeugung und kein Entschluß in ihm gründen läßt, wie können wir den näher an uns ziehen, und ein Band der Liebe um ihn schlingen wollen? wie können wir irgend Vertrauen auf ihn setzen, und für eine zweckmäßige Führung des Hauswesens auf ihn rechnen? — Und eben so ist es mit dem andern Fehler. Je liebreicher wir gegen die Dienenden gesinnt und darauf bedacht sind, unser Verhältniß mit ihnen so zu gestalten, daß es auch ihnen selbst zum Segen gereiche, desto tiefer müssen wir ihren Mißmuth fühlen, desto mehr muß ihre Verdrossenheit uns niederdrücken; an dem vergeblichen Bestreben, sie im entgegengesetzten Sinne aufzuregen, stumpft sich unsere eigene Lust und Liebe ab. Es giebt nichts Beklemmenderes, als den beständigen Anblick eines verdrossenen Menschen, dem nichts von Herzen geht und also auch nichts zu Herzen; und indem unvermeidlich die Heiterkeit im Ganzen dadurch getrübt wird, entsteht gleichsam eine Verringerung des Lebens, die durch alle guten Eigenschaften, mit denen ein solcher übrigens in die Führung des Hauses eingreifen kann, nicht aufgewogen wird. So müssen wir denn wol dem Apostel Recht geben, daß dieses die Fehler der Dienenden sind, welche am meisten dieses ganze Verhältniß verderben, und zugleich ihnen selbst den Uebergang in einen besseren Zustand erschweren und vereiteln.

Was aber zweitens die Gebietenden im häuslichen Leben betrifft, so hatte der Apostel sie in den neulich betrachteten Worten erinnert, daß sie selbst mit der ihnen verliehenen Gewalt nichts seyen als Diener Christi, Knechte in dem geistigen Hausstande, den der Sohn im Namen des Vaters zu regieren hat; die Fehler aber, vor denen er sie in den heute verlesenen Worten warnt, sind einmal Partheilichkeit und Willkühr in der Behandlung der Dienenden, indem er sagt: „Gebet den Knechten was gleich und recht ist," und dann das Prunken und Großthun mit der ihnen verliehenen

Gewalt, welches sich ja am wenigsten verträgt mit dem Bewußtseyn „daß auch ihr einen Herrn im Himmel „habt,“ und wovor der Apostel noch ausdrücklicher in einer ähnlichen Stelle *) warnt mit den Worten: „Laßt ab von dem Drohen.“ Auch dieses beides nun verträgt sich am allerwenigsten unter allem, was wir uns gegen die Dienenden können zu Schulden kommen lassen, mit jenem leitenden Gedanken, daß uns das Ansehn, welches wir im häuslichen Leben genießen, nur als Dienern Christi geworden ist. Denn was zunächst die Partheilichkeit betrifft, so tritt ja dies vorzüglich hervor überall, wo der Erlöser von dem Haushalte Gottes auf Erden redet, daß nachdem der Herr Rechenschaft gefordert hat von seinen Knechten, er ihnen recht und gleich giebt. Hat er seine Geschäfte vertheilt nach Maaß der Anlagen und Kräfte, hat er es an Gaben nicht fehlen lassen: so lohnt er auch, je nachdem er ausgetheilt hat, und die Knechte mit dem Anvertrauten gewuchert haben. So stellt er sich selbst dar in seinen Gleichnißreden: und wer sich in den häuslichen Verhältnissen als sein Diener erweisen will, muß also nach demselben Grundsatz handeln. Wer die Person ansieht und sich durch Aeußerliches minder zur Sache Gehöriges bestimmen läßt in seinem Bezeigen; wer sich seinen Launen hingiebt und Willkühr walten läßt, anstatt nur darauf zu sehen, wie jeder mit allen seinen Kräften in dem ihm anvertrauten Beruf hineingeht, um daran sich zu freuen und darnach zu loben und zu lohnen: der kann unmöglich in seinem häuslichen Leben an jenen gerechten und unpartheiischen Herrn gedenken und sich als den Diener desselben ansehn. Wer aber diesen Gedanken meiden muß, dem fehlt dann auch das, was ihn am meisten unter allen andern Schwierigkeiten stärken kann, den Willen seines Herrn zu vollziehen. — Was aber das Prunken und Großthun anlangt mit der häuslichen Gewalt und Herr-

*) Ephes. 6, 9.

schaft, wie soll sich wol dieses vertragen mit dem Bewußtseyn, das uns immer und überall begleiten sollte, daß wir mit allem, was wir haben, Diener Christi sind, Diener desselben Herrn, dessen Diener und Freigelassene auch die sind, die uns dienen. Wir können gar wol, m. Gel., hierauf anwenden, was der Erlöser selbst dem sagte, der zwar nicht im häuslichen Leben, sondern als höchste bürgerliche Obrigkeit mit drohenden Reden gegen ihn herausging: „Weißt du nicht, daß ich „Macht habe, dich zu kreuzigen und Macht habe, dich loszulassen." Er entgegnete ihm nämlich: „Du hättest „keine Macht über mich, wäre sie dir nicht von oben „herab gegeben." Denn diese Worte können uns immer daran mahnen auch im häuslichen Leben, daß indem wir unsere Macht in drohenden Reden darstellen und damit gleichsam prahlen, wir nicht das Gefühl haben können, daß sie uns von oben herab anvertraut ist, und mit zu dem Pfunde gehört, womit wir zur Ehre des Herrn und zum Nuzen seines Reiches wuchern sollen. Denn wer sich dieser Abstammung aller Macht von oben bewußt ist, der weiß also, daß sie von dem Gott der Liebe kommt, und also auch nur um der Liebe willen verliehen ist, damit, wo es Noth thut, in Liebe erbaut und gebessert werde; wie sollte er also durch Drohungen eine knechtische Furcht erregen wollen, welche die Liebe nothwendig austreibt; wie sollte er gegen diejenigen großthun und sich übermüthig bezeigen, die seine Mitknechte sind und Glieder desselben Ganzen, um dessentwillen auch ihm sein Pfund gegeben ist? Wer aber im häuslichen Leben nicht alles darauf zurückführt, daß er ein Diener Christi ist, wie kann der wol den Willen Gottes und seines Herrn treu erfüllen? Offenbar ist also, diese beiden Fehler der Gebietenden sind die größten; und wie sie am deutlichsten den Mangel des rechten Grundes der Gesinnung verrathen, so greifen sie auch am störendsten in das Verhältniß ein. Wir dürfen uns nur in die Seele der Dienenden

hineindenken, wir dürfen uns nur vorstellen, sie sollten redlich und nach reiflicher Ueberlegung auf die Frage antworten, wenn auch manches in der Art und Weise ihrer Herren ihnen im Einzelnen weit beschwerlicher sey, ob nicht dennoch dies die größten Fehler sind, wenn die Herren sich partheiisch zeigen und willkührlich, und wenn sie gebieterischen Furcht erregenden Launen Raum geben: gewiß werden sie gestehen müssen, daß diese am meisten die Eintracht und die Ruhe stören, daß diese die reichlichste Quelle dauernder Unzufriedenheit sind, und am meisten Ungemessenheit und Verwirrung hervorbringen.

So sehen wir aus der Vergleichung des Einzelnen mit dem, worauf im Allgemeinen alles ankommt, wie auch hier der Apostel sehr weise das Wichtigste und Umfassendste ausgewählt hat, worauf das meiste ankommt, wenn auch dieses Verhältniß soll nach Gottes Willen geordnet seyn; und wir dürfen hoffen, daß wenn wir uns beiderseis vor den Fehlern hüten, die er uns vorhält, alles andere sich dann leichter ausgleichen werde. — Und diese Hoffnung, denke ich, wird noch in uns befestiget werden, wenn wir

II. auch darauf sehen, welches der natürliche Erfolg seyn muß, wenn in den christlichen Haushaltungen diese Vorschriften des Apostels in ihrem ganzen Umfange befolgt werden.

Hier scheint mir nun das Erste und Nothwendigste, daß ich euch darauf aufmerksam mache, wie genau das, was der Apostel den Dienenden und das, was er den Gebietenden sagt, sich eins auf das andere bezieht, und wie demnach seine Vorschriften ineinander greifen. Es scheint mir nämlich als ob grade diese Hauptfehler sich gegenseitig immer aufregten. Denn wenn wir Gebietenden uns selbst fragen, was reizt uns denn am meisten zu jenem lästigen zur Schau tragen der Gewalt,

zu jenem Furcht erregenden Drohen? so werden wir wol einstimmig seyn in der Antwort, es ist der Mißmuth und der verdrossene Sinn der Dienenden. Wenn diese Lust und Liebe zum Werk bringen, wenn ihr Bestreben unverkennbar ist, das Wohl des Ganzen in ihrem Kreise zu fördern und in Einem Sinne mit denen zu wirken, die es leiten: wem könnte dann wol einfallen, das Gefühl der Gewalt mit zu Hülfe zu nehmen? Denn wo Lust und Liebe ist, da ist die Furcht überflüßig; und, wie die Furcht von der Liebe ausgetrieben wird, so auch, wenn die Liebe schon da ist, findet die Furcht keinen Plaz. Aber wenn doch etwas geschehen muß, und Lust und Liebe sich gar nicht finden wollen, in denen, die es zu verrichten haben: was bleibt dann übrig, wenn das Ganze nicht leiden soll, als immer die zwingenden Bewegungsgründe zu Hülfe zu nehmen, das Bild der Gewalt einzuprägen und Furcht zu erregen? und wie es dann ergeht, was anfangs ungern geschieht und mit Widerwillen, das wird durch abgedrungene Wiederholung erträglich, ja am Ende gewährt dann dieses zur Schau tragen der Gewalt eine Art von Befriedigung. — Eben so, wenn wir fragen, was reizt uns am meisten zur partheiischen Vorliebe? so werden wir wol bekennen müssen zu unserer eigenen Beschämung, es ist die Augendienerei und was dahin gehört bei den Untergebenen. Das ergreift uns leider bei der schwachen Seite, der Schein der Ergebenheit und Ehrerbietung nährt nicht unwillkommen unsere Eigenliebe, und verleitet zum partheiischen Urtheil; denn wir denken nicht genug daran, wie auch das müsse in Anschlag gebracht werden, was wir nicht sehen und hören; ja es geh ö eine mehr als gewöhnliche Festigkeit und Reinheit dazu, wenn die Gebietenden nicht sollen verdorben werden durch den schmeichlerischen Augendienst der Untergebenen. Darum ist uns im bürgerlichen Leben nichts so widrig und verhaßt, als eben ein solches Betragen gegen die Höheren, weil

dessen unglückliche Folgen uns überall so deutlich entgegentreten. Und eben so ergebt es auch leider im häuslichen Leben. Wenn unsere Dienenden gleichmäßig wären, unbemerkt eben so wie vor unsern Augen; wenn sie uns durch nichts anders zu gewinnen suchten, als durch redliches Halten am Hause: dann würde auch bei den Schwächeren unter uns das partheiische Wesen nicht so aufgeregt werden, und Allen würde es leichter seyn, das rechte und gleiche zu ertheilen.

Aber eben so, m. Th., ist es nun auch auf der andern Seite, wo einmal in den Gebietenden die Neigung zur Partheilichkeit sichtbar wird, da wird natürlich auch in den Dienenden das schmeichlerische Wesen aufgeregt; sie wollen sich der Vortheile, die daraus Einigen vor Andern erwachsen auch bemächtigen, und denken, wenn ihr Herr es nicht besser haben wolle, den Dienst vor Augen könnten sie ihm auch wol leisten, um desselben theilhaft zu werden wie Andere, und so kann allmählig die unschuldigste Redlichkeit in diese heuchlerische Selbstsucht umgewandelt werden. Und wenn die Gebietenden sich einmal gewöhnt haben, weniger auf das innere Gesez und die Lust des inwendigen Menschen daran zu rechnen, wenn sie glauben nur durch die Furcht vor ihrem persönlichen Ansehn und ihrer hausherrlichen Gewalt die feste Ordnung aufrecht halten zu können, welche in einem christlichen Hauswesen herrschen soll: dann ist es natürlich, daß Lust und Liebe, weil sie doch gar nichts scheinen gelten zu können, sich in den Dienenden allmählig verlieren, und dagegen Mißmuth und verdrossner Sinn immer mehr überhand nehmen.

So steht es, m. Gel., und wir sehen, wie leicht es ist, daß jeder Theil sich für seine Fehler entschuldigt mit den Fehlern des andern. Die Dienenden können sagen, wenn unsere Herrschaften nicht partheiisch wären und nicht die Gewalt geltend machten, so würden wir weder augendienerisch seyn noch mißmüthig; und eben

so umgekehrt die Gebietenden. Aber wir sehen auch, wie unmöglich es besser werden kann, so lange dies geschieht, und jeder Theil mit Bekämpfung seiner Fehler warten will, bis der Andere die seinigen abgelegt hat. Sondern statt von beiden Seiten zu warten, muß von beiden Seiten angefangen werden, und jeder Theil sich vorsezen, das Böse des andern durch das Gute an seinem Theil zu überwinden. Dann wird auch jeder inne werden, daß, sucht er nur selbst das Gute und läßt sich darin nicht irre machen, dadurch auch die andern auf das wirksamste angetrieben werden, auch auf ihrer Seite alles Störende zu entfernen, und sich an das zu halten, was der Wille Gottes ist.

Der zweite wichtige Erfolg scheint mir der zu seyn, daß wenn wir die Vorschriften des Apostels befolgen, sich für dieses Verhältniß des häuslichen Lebens wieder eine allgemeine Sitte bilden wird, durch welche dann um so leichter jeder Einzelne zum Rechten kann geleitet werden. Denn das Gefühl haben wir doch wol über alle unsere Verhältnisse, daß auch das Musterhafteste und Vortrefflichste, wenn nur Einzelne zerstreut es ausüben, doch den Strom des Verderbens gar wenig aufhält und nur sehr flüchtige Wirkungen hervorbringt; hat sich aber eine löbliche Sitte gebildet, dann werden theils die Fehler des Einzelnen weniger das Ganze stören, theils auch findet der Einzelne leichter das rechte Maaß und wird durch die besseren Beispiele festgehalten. Darum fühlen auch besonders in Hinsicht des hier besprochenen Verhältnisses alle, denen das Rechte lieb ist, eben dieses so schmerzhaft, daß alle gemeinsame Ordnung und Sitte auf diesem Gebiet so gut als verschwunden ist, und daß nur auf der einen Seite der todte Buchstabe eines unzureichenden Gesezes waltet, auf der andern die außerdem ganz ungebundene Willkühr, die sich in jedem Hauswesen anders gestaltet. Wenn wir nun fragen, woher dieser Mangel an gleichförmiger Zucht und Ord-

nung? so dürfen wir wol sagen, eben weil jene Fehler, die so häufig sind, sich so mannigfaltig gestalten. Denn das Fehlerhafte ist immer bunter und vielfältiger als das Gute. Wenn wir alles ins Auge fassen, worauf unsere Lebenseinrichtungen beruhn: so könnte weit mehr Uebereinstimmung herrschen in unsern Hausordnungen, in unserm Gefühl darüber, was recht und schicklich ist zwischen den Hausherren und den Dienenden. Aber eben die Fehler, welche wir zu Folge der Worte des Apostels gerügt haben, sind insgesammt von der Art, daß das besondere Wesen des Einzelnen zu sehr hervortritt und zuviel Rücksichten fordert, die Vorschriften des Apostels aber zwecken dahin ab, dieses in seine Schranken zurückzuführen, damit jeder nur das Ganze des gemeinsamen Lebens, und weder sich selbst noch einen andern Einzelnen im Auge habe. Darum haben jene Fehler die gemeinsame Zucht und Sitte aufgelöst, diese Vorschriften aber müssen sie wieder herbei führen. Denken wir uns, alle Dienende hätten einen Bund gemacht, als Freigelassene des Herrn allen Augendienst zu meiden und mit fröhlichem Herzen in alles hineinzugehen, was dem Ganzen Noth und wohl thut, alle Gebietende einen Bund, das Rechte und Gleiche zu ertheilen und mit sanftmüthiger Liebe sich ihres Ansehns zu gebrauchen: so würde bald soviel übereinstimmendes Gesez und fromme gleichmäßige Ordnung in unserm Hauswesen seyn, wie es sich für Bestandtheile des großen göttlichen Hausstandes geziemt; und ohne den unentbehrlichen bürgerlichen Unterschieden irgend zu nahe zu treten, würde doch durch den gleichen christlichen Sinn die Ungleichheit, die dies Verhältniß so häufig verdirbt, sehr in Schranken gehalten werden.

Das dritte endlich ist, daß so wie alle Fehler, welche der Apostel rügt, theils mit Unwahrheit theils mit Unstätigkeit zusammenhängen, so hingegen durch Befolgung der apostolischen Vorschriften die Wahrheit

und Offenheit befördert wird, sowol beider Theile gegen einander als auch jeder gegen sich selbst, und nur dadurch kann allmählig die Sicherheit und Zuverläßigkeit in dieses Verhältniß zurückkehren, deren Abwesenheit wir so oft schmerzlich fühlen. Denn so lange in einem so nahen Verhältniß noch Einer sich vor dem Andern zu verbergen oder ihn zu täuschen sucht, kann es nicht gesund seyn und dauerhaft. Es werden Erwartungen erregt oder Hoffnungen geschmeichelt, die hernach nicht in Erfüllung gehen, und dies am meisten erzeugt Ueberdruß und treibt an, zu versuchen, ob es anderwärts besser gehe. Kehrt aber erst die Wahrheit zurück, hat jeder einen festen Boden, und wird nach jenen einfachen Vorschriften des Apostels immer auf dasselbige zurückgeführt: dann endlich kann sich Zuversicht erzeugen und die Neigung sich entwickeln, lieber festzuhalteu, was man kennt, als auf das Ungewisse hin neue Verhältnisse anzuknüpfen. Und ist erst jeder, der es redlich meynt, einer längeren Wirksamkeit in einem solchen Verhältniß sicher: dann erst bekommt er Lust, nach seinen Kräften alles immer besser und schöner zu gestalten, und alles Einzelne, was stören könnte, möglichst auszugleichen und zu beseitigen.

Und so laßt uns am Ende der heutigen Betrachtung darauf zurückkommen, wovon schon die vorige ausging, daß wir uns nämlich auch in diesem Verhältniß vorzüglich als Freigelassene Christi und als Knechte unseres Herrn im Himmel anzusehen haben. Das klingt freilich nicht so groß und erhebend, als wenn die Schrift von der Herrlichkeit und Freiheit der Kinder Gottes zu uns redet: aber jenes ist ein eben so großes und bedeutendes Wort, und beide gehören nothwendig zusammen. Wo die Rede davon ist, unser durch Christum wiederhergestelltes Verhältniß zu Gott recht zu genießen, da sollen wir auf alle Herrlichkeit und Freiheit der Kinder Anspruch machen. Wo es sich aber handelt von unserm Geschäft in der Welt, von dem Weinberge Gottes, den

wir bearbeiten sollen, da tritt hervor, daß Er der Herr ist und wir seine Diener. Ohne diese gottgefällige Thätigkeit aber, die wir als Diener und Knechte üben, ist auch jene Seligkeit nicht, deren wir uns als Kinder erfreuen. Daher ist es nun auch eine weise Anordnung Gottes, daß keine menschliche Gesellschaft bestehen kann, ohne daß uns daraus das Bild von dem ganzen Verhältniß der Menschen zu Gott entgegentrete; und so wir mit Recht auch den Zustand der Dienenden im häuslichen Leben als ein Sinnbild jenes allgemeinen Verhältnisses betrachten und behandeln. Sind wir dabei immer erfüllt von unserm Verhältniß zu Gott und dem Erlöser; freuen wir uns dabei durch Christum von der einzig drückenden Knechtschaft, welche das nach oben strebende Gemüth empfinden kann, befreit zu seyn, und fühlen, daß wir eben deshalb, sey uns nun hier Großes oder Geringes anvertraut, nichts anders seyn können als Knechte des Herrn, der seine Diener alle braucht, um das Reich der freien Kinder Gottes auf Erden zu bauen: dann werden wir uns auch freuen, daß wir alle, ohne daß äußerliche und bürgerliche Verhältnisse einen Unterschied begründeten, Spender der göttlichen Gnade seyn und das Gefühl eines durch Christum freigemachten Lebens offenbaren und mittheilen können. Wer aber das will, der wird auch in allen Beziehungen des irdischen Lebens den höheren Standpunkt festhalten, den der Christ nie aus den Augen verlieren soll; und dann wird sich mit allem andern auch dieses Verhältniß Gott wohlgefälliger so gestalten, wie es denen geziemt, die zu Einer Gemeine Christi gehören. Amen.

VIII.

Ueber die christliche Gastfreundschaft.

M. a. Fr. Wir haben uns in einer Reihe von Betrachtungen nach Anleitung der heiligen Schrift das Wesentliche des christlichen Hausstandes vorgehalten; und wie wir darin wol Alle, der Eine hier der Andere dort, werden zu ernstem Nachdenken aufgefordert worden seyn, so hoffe ich, werden auch diese Betrachtungen uns Allen Gelegenheit gegeben haben, Gott für die Gnade zu preisen, die er uns in allen Verhältnissen unseres christlichen Hausstandes erwiesen hat. Denn wahrlich, wenn unser Hauswesen so eingerichtet ist, wie das Wort Gottes verlangt; wenn jedes Verhältniß als göttliche Ordnung und als wesentlich beitragend zur Erziehung für das Reich Gottes im Glauben ergriffen wird; wenn eben deshalb der Geist der Liebe überall darin herrscht, und jeder seine Stelle im Hause ausfüllt, damit er seine Stelle im Reiche Gottes verdiene: dann ist ein solcher Verein, mehr als der einzelne auch der vollendetste Mensch es seyn kann, ein Tempel Gottes, in welchem der Geist Gottes wohnt: und von denen, die einem Hauswesen angehören, welches diesem Bilde entspricht, kann man mit

Recht voraussezen, daß sie einander genug sind, und daß sie in dem Gefühl, wie der Herr sich gnädig an ihnen erweiset und sie immer weiter und herrlicher erbaut, auch kein Bedürfniß haben können, aus ihrem schönen Kreise heraus zu gehen. Allein der Mensch soll nicht seinem Bedürfniß allein leben; und besonders sind wir Christen auch eben dazu in einem eigenen Sinne ein Volk von Brüdern, daß wir auch in unserm häuslichen Leben auf mannigfaltige Weise enger untereinander vereint, Gott preisen sollen, jeder auch für das, was er an dem andern gethan hat. So wenig also der Einzelne, der auch aus diesem Grunde ein Tempel Gottes heißt, sich verschließen soll und sein Licht verbergen, sondern es leuchten lassen, damit der in ihm wohnende Geist Gottes geschaut werden könne und gepriesen, noch weniger soll ein größerer Theil der Stadt Gottes, die, um weit zu scheinen, auf dem heiligen Berge gebaut ist, und am wenigsten ein so begnadigter wie ein christliches Hauswesen sich verbergen, sondern im Gefühl des Reichthum der göttlichen Gnade bereit seyn, diese Gnade auch Andern darzureichen, damit Gott verherrlichet werde. Daß nun ein Hauswesen sich nicht verschließt vor der übrigen Welt, daß es vorübergehend Andere in sich aufnimmt und Verbindungen außerhalb unterhält, das finden wir überall, wo nur das menschliche Geschlecht sich über die erste Rohheit erhoben hat, es ist die Gastfreiheit, welche in engeren und weiteren Kreisen die Menschen gegen einander üben. Wenn nun dieses ein allgemeiner Zug ist, wodurch sich die brüderliche Liebe unter allen Völkern und Geschlechtern der Menschen in ihrem ganzen Umfange zu erkennen giebt, und wir doch wissen, daß durch die göttliche Gnade nichts natürliches unterdrückt, alles aber veredelt und vergeistiget wird; so muß es auch eine Gastfreiheit der Christen geben, die aber auf dieses Bewußtseyn gegründet, daß jedes christliche Haus ein Tempel Gottes ist, ein anderes Gepräge

tragen und den höheren Geist des christlichen Lebens offenbaren wird. So laßt uns denn auch darüber noch die Schrift hören, und zu Herzen nehmen, was sie uns sagt.

Text. Hebr. 13, 2.

Gastfrei zu seyn vergesset nicht, denn durch dasselbe haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt.

Daß der heilige Schriftsteller, dem diese Worte angehören, die Gastfreiheit, die schon in der jüdischen und heidnischen Welt für eine Tugend galt, auch in das christliche Leben mit hinübergenommen wissen will, das nimmt sich wol jeder aus diesen Worten heraus; aber theils scheint etwas Eigenthümliches der christlichen Gastfreiheit nicht darin ausgesprochen zu seyn, theils wird wol der Bewegungsgrund, den der Schriftsteller hinzufügt, Allen fremd erscheinen und für uns unanwendbar, da keiner unter uns sich Hoffnung machen kann, es werde ihm in der Ausübung der Gastfreiheit etwas Uebermenschliches begegnen. Allein mit diesem lezteren verhielt es sich schon damals, als dieser Brief geschrieben wurde, eben so wie jetzt. Die Engel erschienen auch nicht mehr, sondern die Erzählungen von ihrer Erscheinung gehörten auch nur zur Kunde einer längst verflossenen Zeit, deren Erinnerung zwar bei besonderen Veranlassungen in den ersten Anfängen des Christenthums auf eigene Art aufgefrischt wurde, sobald aber die christliche Kirche nur gegründet war, trat auch der natürliche Lauf der Dinge überall wieder ein. Auch damals schon konnte also Niemand mehr buchstäblich hoffen, Engel zu beherbergen, wenn er gastfrei war, wie denn überhaupt, da so selten Beispiele dieser Art auch in den heiligen Büchern vorkommen, dies niemals ein allgemeiner Bewegungsgrund werden konnte. Daher dürfen wir wol offenbar hier nicht bei dem Buchstaben stehen

bleiben. Und wenn wir nun fragen, was wol der Verfasser unter diesem Bilde darstellen gewollt, und dabei bedenken, wie das Geschäft der Engel theils darin bestand, göttliche Wohlthaten und Bewahrungen auszurichten, theils aber auch den künftigen Erlöser der Welt zu verheißen und vorzubilden: so werden wir dann gewiß in diesen Worten das eigenthümliche Wesen der christlichen Gastfreiheit deutlich genug bezeichnet finden.

I. Das erste nämlich, worin sich dasselbe kund giebt, ist dieses, daß der heilige Schriftsteller durch seine Worte einer menschlichen Gewohnheit und Uebung, die überall einen leiblichen Anfang hat, ein geistiges Ziel vorhält; und das ist ja das Wesen des Christenthums, alles Leibliche zu vergeistigen.

Denn ein geistiges Ziel ist gewiß angedeutet unter dieser Bewirthung der Engel, weil selbst, wenn sie nach den Erzählungen der heiligen Schrift auch nur erscheinen, um zeitliches Gut zu verheißen oder vor zeitlichem Uebel zu warnen, dennoch der Umgang mit göttlichen Boten ein geistiges Verhältniß war, eine göttliche Gnade höher als das zeitliche Gut um deswillen sie kamen. Die Gastfreundschaft aber hat überall in der menschlichen Gesellschaft einen leiblichen Anfang. Sobald nämlich jener rohe Zustand verschwunden ist, in welchem jeder jeden, der ihm nicht unmittelbar angehört, feindselig behandelt: so beginnt auch die natürliche Milde, sich zu entwickeln gegen die, welche durch Unglücksfälle von der Heimath verschlagen, oder durch besonderen Beruf oder inneren Trieb gedrungen sind, die Ferne zu suchen; diese sowol als jene erscheinen hülfsbedürftig und verlassen, und solches Mitgefühl treibt gutartige Menschen zu freundlicher und hülfreicher Aufnahme. Je mehr nun die geselligen Verhältnisse der Menschen sich erweitern, desto mehr verschwindet freilich jenes Bedürfniß; denn je mehr die Veranlassungen sich häufen, die den Men-

schen, und zwar großentheils seines Vortheils und Gewinns wegen, aus der Heimath treiben, desto dringender wird es, Veranstaltungen zu treffen, wie der nicht gerade dürftige Pilger, auch in der weitesten Ferne von seiner Heimath nicht nur seine Bedürfnisse befriedigen, sondern sich auch die Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen kann, ohne zu fremder Milde seine Zuflucht zu nehmen. Dann theilt sich also, was früherhin eines und dasselbe war, die Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen und die Gastfreiheit gegen die Fremden. Aber auch in allen späteren Gestaltungen der lezteren sehen wir die Beziehung auf jenen ursprünglichen leiblichen Anfang beibehalten. Denn weniger kann wol nicht von einem äußeren Bedürfniß die Rede seyn, als wenn christliche Hausväter, die auf irgend eine Weise in näherer Verbindung stehen, gegenseitig auch sich und die Ihrigen in ihr Haus aufnehmen; und doch wird auch da nicht leicht die leibliche Erquickung fehlen, wäre es auch nur gleichsam zur Erinnerung an jenen ersten Ursprung der Gastfreundschaft. Und so ist es im Wesentlichen immer geblieben, wenn gleich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern auch in verschiedenem Maaß; und wenn der Verfasser unseres Textes uns für die christliche Gastfreiheit, unter dem Bilde der Bewirthung der Engel, ein geistiges Ziel vorhält, so ist doch gewiß seine Absicht nicht gewesen, ihr jenen leiblichen Anfang und Anknüpfungspunkt zu nehmen. Denn auch die Engel wurden in jenen alten Erzählungen bewirthet bei Loth und Abraham, und eben in ihre Tischreden mischten sich die hülfreichen Warnungen und die tröstlichen Verheißungen. Ja auch den Erlöser sehen wir nicht nur auf jenem hochzeitlichen Gastmahl, wo der Wein ausging, das Wasser in Wein verwandeln, sondern auch an andern festlichen Tagen sehen wir ihn bald von den Obersten des Volkes gastlich eingeladen, bald auch zu Freunden, wo er dann der eigentliche Mittel-

punkt des Festes war, und immer entspann sich eine Fülle der Lehre und des geistigen Genusses aus der leiblichen Bewirthung. Auch fühlen wir wol Alle, wenn Jemand verlangte, die christliche Gastfreundschaft solle sich von allem Leiblichen losmachen, der würde das Geistige mit untergraben. Denn die Gemüthsstimmung würde unterdrückt oder gedämpft, aus der allein sich der freieste und heiterste geistige Genuß im geselligen Zusammenseyn zu entwickeln pflegt. Nur das Verhältniß des Leiblichen zum Geistigen, wie es schon von selbst nach Zeit und Ort gar sehr verschieden seyn muß, ist nicht überall gleich löblich; und wir wollen nicht läugnen, es wird zu unserer Zeit auch besonders unserem Volke nachgesagt, daß in allen Erweisungen der Gastfreundschaft das Leibliche mehr als nöthig sey, hervorstehe, und man klagt oft, daß dadurch das gesellige Leben bei uns, mehr als dies anderwärts der Fall ist, erschwert werde. Aber es ist wol nicht leicht in diesen Sachen zu richten. Daß das Leibliche in der Geselligkeit sich in einem gewissen Maaß ausbreite, kann unrecht seyn, wenn es die Verhältnisse des Hausstandes überschreitet, wenn die große Regel des christlichen Lebens zugleich verlezt wird, daß jeder etwas haben soll, um den Dürftigen mitzutheilen; allein es ist unmöglich, etwas Allgemeines zu sagen, um das Maaß zu bestimmen. Denn an und für sich scheint das Reichlichere in der äußeren Seite der Gastfreiheit nicht zu hindern, daß nicht das geistige Ziel erreicht werden könne, indem ja der Erlöser selbst behülflich war, daß es reichlicher zugehen konnte da, wo man auch ihn bewirthete, ohne zu wissen, wer er war. Auch berichten uns die Evangelisten, wie da, wo es reichlich zuging, der Herr nicht verhindert ward, belehrend zu reden und auf die Gemüther zu wirken, an denen mitten unter den festlichen Anstalten der Sinn seiner Rede doch nicht vorüber ging. Und wenn der Erlöser bei solchen Gelegenhei-

heiten auch mancherlei Tadel aussprach gegen die Gastfreiheit der Reichen seiner Zeit, so ist es doch nicht eigentlich der Ueberfluß, den er tadelt, und sein Stillschweigen spricht ebenfalls dafür, daß sich hierüber nichts Allgemeines bestimmen lasse. Sondern das bleibt die einzige Regel hierüber, was in den Worten unseres Textes so deutlich liegt; wir sollen gastfrei seyn, damit wir auch Engel beherbergen können.

Der Zweck aller Gastfreiheit nämlich soll auf geistigen Verkehr und geistigen Genuß gerichtet seyn, und alles Aeußere und Leibliche soll dem nur dienen. Ueberall, wo wir sehen, daß gar nicht Bedacht darauf genommen wird, ob und wie ein geistiger Genuß könne hervorgerufen werden, da ist von vorne herein der einzig des Christen würdige Zweck aller Geselligkeit verfehlt, und auch die einfachsten äußeren Anstalten erscheinen uns schon als verschwendete Kraft und Zeit. Ueberall, wo die Aufmerksamkeit ausschließend oder ängstlich auf das Aeußere gerichtet ist, wo die Eitelkeit es darauf anlegt, sich zu brüsten mit gesuchter Zierlichkeit oder schwerfälliger Pracht, oder wo unter irgend einer andern Gestalt eine Denkart sich offenbart, welche sich an das Leibliche vornehmlich hält, und es nicht lediglich als Mittel zu einem höheren Zweck, und als Grundlage zu einer geistigen Mittheilung betrachtet: da fühlt sich jeder beengt, der das Geistige sucht; die ferneren Bewegungen des Geistes werden gehemmt, und der höhere Zweck aller verständigen Geselligkeit muß nothwendig verfehlt werden. Wer könnte auch hierbei an die Worte unseres Textes denken, ohne sich zu sagen, wenn auch die frommen Erzväter, welche Engel bewirtheten, nur hätten die Sinne kitzeln wollen oder mit ihrem Reichthum prangen, so würden die Engel des Herrn gewiß entweder gar nicht eingekehrt seyn bei ihnen, oder es würde ihnen auch das Wort der Verheißung im Munde erstorben seyn. Eben so nun suchen schon alle Besseren

unter den gesitteten Menschen, noch mehr aber alle Christen, die nur da gern seyn mögen, wo das geistige Wohlbefinden gläubiger Menschen kund wird und gefördert werden kann, alle diese suchen, soweit es nur irgend ihre äußeren Verhältnisse gestatten wollen, sich von allen solchen geselligen Kreisen loszureißen, in denen das Geistige von dem Leiblichen erdrückt wird. Denn wenn es schon ein allgemeines Gefühl ist, daß die sinnliche Genußsüchtigkeit den Geist tödtet, und daß die Ueberschäzung dessen sowol, was ursprünglich nur leibliche Bedürfnisse befriedigen soll, als auch dessen, was nur als Bürgschaft eines sicheren Wohlstandes einen Werth hat, die geistige Mittheilung stört und zurückhält; wenn schon allerwärts über das Unerfreuliche in vielen, ja in den meisten größeren geselligen Zusammenkünften geklagt wird, aus dem Grunde vorzüglich, weil sie zusammengebracht werden mehr aus äußeren Rücksichten, als daß irgend in Ueberlegung gezogen würde, ob wol und wie irgend etwas Geistiges sich werde durchdrängen können durch das glänzende Gewühl: wieviel mehr muß nicht dem wahren Christen eine solche Art der Geselligkeit nur als eine verzerrte Nachbildung der wahren Gastfreiheit erscheinen, an welcher er nicht ohne Vorwurf theilnehmen kann. Denn wenn gleich sein geistiges Leben bei jeder unschuldigen Fröhlichkeit gedeiht: so sezt dieses doch immer ein reines Gewissen voraus; jede geistlose Zeittödtung aber befleckt nothwendig das Gewissen des wahren Christen. Und wenn er sich gleich gern der herrschenden Sitte fügt, um seinen Standpunkt im gemeinsamen Leben und mit demselben seinen Einfluß auf Andere nicht zu verlieren: so ist es doch immer theure Pflicht, alle Sitte allmählig dahin zu beugen, daß sie mit unserm geistigen Leben zusammenstimme, und demselben zur Beförderung gereiche. Dahin laßt uns jeder in seinem Kreise unsern ganzen Einfluß verwenden — Allgemein spreche ich die Aufforderung aus, denn es fehlt nirgends

an Mißbräuchen und Ausartungen der Geselligkeit, nur daß sie in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft eine andere Gestalt tragen — dahin, daß nirgends das Leibliche vorherrsche, oder als das Maaß erscheine, wonach der Werth des eigenen Lebens sowol als die Fähigkeit zum Wohlbefinden Anderer beizutragen gemessen wird. Gastfrei zu seyn vergesset nicht, aber so, daß ihr auch Engel beherbergen könntet, daß alles Geistige gern unter eurem Dach aufblühe; und wenn auch die Einfalt jener Zeiten nicht wieder hergestellt werden kann, an welche unser Text uns erinnert, doch überall die leibliche Seite der Gastfreiheit zu jener Mäßigung zurückgeführt, oder bei ihr erhalten werde, an welcher sich ein auf das Geistige gerichteter Sinn zu erkennen giebt.

II. Die zweite Regel, die nicht minder klar in den Worten unsers Textes ausgesprochen wird, ist die, daß sich in der Gastfreiheit eine Gegenseitigkeit des geistigen Gebens und Empfangens erzeuge; denn diejenigen, denen es so gut ward, Engel zu beherbergen, empfingen doch, indem sie gaben, sie empfingen mehr als sie je zu geben vermochten, und es blieb ihnen etwas Großes und Unvergeßliches für ihr ganzes Leben zurück. Anfangen aber soll in einem christlichen Hauswesen die Gastfreiheit mit dem Geben und Darreichen auch im geistigen Sinne; sie geht hervor aus dem Bewußtseyn der Genüge und Vollständigkeit eines solchen in sich selbst, sie ist das Bestreben, sich aufzuschließen und mitzutheilen, damit aus der Fülle geistiger Gesundheit, Kraft und Anmuth, welche darin durch Gottes Gnade gebildet ist, auch Andere schöpfen und sich daran erquicken mögen. So war es auch mit jenen von Gott gesegneten Männern des alten Bundes. Sie öffneten ihr Haus den Fremdlingen und wetteiferten, sie zu beherbergen, weil sie wol fühlten, wie ihr frommes Hauswesen sich unterschied von den größtentheils rohen,

abgöttischen und verderbten Menschen, unter denen sie lebten: darum drängten sie sich, die Fremden bei sich aufzunehmen, damit diese außer der leiblichen Wohlthat, die ihnen auch anderwärts bei gleich Wohlhabenden hätte werden können, auch ein geistiges Labsal empfingen, indem sie vertraulich zugelassen wurden in einem Hause, welches in einem so ausgezeichneten Sinne ein Tempel des Herrn war. Und von eben diesem Bestreben beginnt auch die christliche Gastfreiheit. Freilich leben wir nicht unter Abgöttischen und Ruchlosen, und wie sehr wir auch oft über das Verderben der Welt klagen, kein christliches Hauswesen steht doch da, wie Lot in Sodom; vielmehr sollen wir alles, was jene Klagen rechtfertigen kann, in der christlichen Welt nur als Ausnahmen oder als vorübergehende Flecken ansehen. Aber wir bedürfen auch für unsere Gastfreiheit keiner solchen Vergleichung, sondern jeder übe sie aus diesem geistigen Gesichtspunkt in seinem Kreise und nach Maaßgabe seiner Verhältnisse, zunächst gegen solche, die auf eine andere Weise gar nicht die Vollständigkeit der göttlichen Gnade schauen könnten, wie sie sich in einem christlichen Hauswesen offenbart, demnächst aber auch übe sie eben so jede Familie gegen andere, in dem Gefühl daß jede aus dem Schaz ihrer Liebe und Freundlichkeit etwas darzureichen hat, was keine andere eben so bei sich findet. Denn das ist das billige Vertrauen, wovon jedes christliche Hauswesen durchdrungen seyn muß, daß sich die Gnade Gottes in jedem auf eine eigenthümliche Weise verherrlichet; und wäre dies nicht, so wäre auch die ganze christliche Kirche nur ein gar dürftiges Wesen.

Dies also ist es, womit überall unter uns die christliche Gastfreiheit anfangen soll. Fängt sie anders an, sind Heiterkeit und Freudigkeit nicht heimisch im Hause und sollen erst geweckt und aufgeregt werden durch freundliche Gäste; ist es ein Bedürfniß, einen

größeren Kreis künstlich zu schaffen, weil der natürliche kleinere keine Befriedigung gewährt; will man in dem größeren die Unzufriedenheit und die Sorge vergessen, die in dem häuslichen sich immer wieder erneuert: daraus kann keine von Gott gesegnete Gastfreiheit entstehen, sondern nur ein leerer Schein, der in sinnliche Ueberladung ausartet; und es wäre besser, sich erst still zu halten, und von Innen heraus durch Buße sich zu heilen. Denn Segen stiften durch seine Gastfreiheit kann nur ein Haus, welches, indem es sich öffnet, den göttlichen Frieden und die Glückseligkeit der Kinder Gottes zeigen kann, damit auch aus andern Herzen freudiger Dank zu Gott aufsteige für das Gute, was darin wohnt, und damit sich zeige, wie eben dadurch, daß jeder durch seine gesegnete Stelle im Hauswesen beglückt und eifrig ist in der nie erschöpften Thätigkeit, die sie ihm anweiset, auch noch die Kraft sich entwickelt und der Trieb entsteht, auch Andern den Becher der gottgefälligen Freude zu reichen.

Diese geistige Mittheilung also ist und muß der Zweck seyn bei aller christlichen Gastfreiheit, wenn wir nicht in die Gefahr irgend einer verderblichen sinnlichen Genußsichtigkeit kommen wollen. Aber indem der heilige Schriftsteller sagt: „Seyd gastfrei, denn durch das„selbe haben etliche Engel beherbergt:“ so erinnert er darin, wie durch die Erweisungen der Gastfreiheit, diejenigen, von denen sie ausgehen, wenn sie gleich uneigennützig nur Geistiges mittheilen wollen, doch zugleich auch Geistiges empfangen. Wie jenes der Trieb ist, von dem sie beseelt werden im geselligen Leben: so ist dieses der Segen, der davon auf sie selbst zurückfällt. Wir wären ja auch kein Volk von Brüdern, wenn dies nicht, auch ohne solche besondere göttliche Fügungen, wie dort die Erscheinungen der Engel waren, von selbst erfolgte. Denn indem wir uns Brüder nennen, so sprechen wir dadurch eine natürliche Gleichheit aus, trotz aller persönlichen

Verschiedenheiten, nicht nur derer, die aus den menschlichen Einrichtungen entstehn, sondern auch derer, die unmittelbar von Gott kommen, als welcher ursprünglich jeden anders erschaffen und begabt hat. Und nicht nur die Gleichheit sprechen wir aus, sondern auch die Liebe, für welche Geben zwar immer seliger bleibt als Nehmen, Nehmen aber auch selig ist, zumal das geistige, und zwar so, daß beides sich immer mehr ausgleicht, je inniger und vollkommener die zusammenschmelzende Liebe selbst ist. Wenn daher unser Text nur sagen konnte: „Manche haben Engel beherbergt:" so kommt dies daher, weil jenen alten Vätern nicht beschieden war, unter einem solchen Volke von Brüdern im Geist zu leben. Unter uns kann und soll dieses allgemein seyn. Denn wie es ein übles Zeichen wäre, wenn ein christliches Hauswesen, indem es sich geistig aufschließt, nicht mehr und schöneres geben könnte, als es von irgend einem Einzelnen empfangen kann: so wäre es ein gefährlicher, und mit jener brüderlichen Gleichheit nicht verträglicher Hochmuth, wenn wir nicht sowol den Wunsch hätten, indem wir geben auch etwas zu empfangen, als auch den Glauben, daß jeder Bruder in dem Herrn auch eine geistige Gabe hat uns anzubieten.

Und wollen wir wissen, was das Beste ist, was wir empfangen können: so dürfen wir nur fragen, was jenen Erzvätern wiederfuhr, welche die Engel beherbergten. Dem Einen erweckte der Engel eine fröhliche Hoffnung, daß ihm ein Gut noch zu Theil werden sollte, welches er, wiewol es ihm von Gott verheißen war, doch fast schon aufgegeben hatte. Dem Andern, der unter einem ganz ruchlosen und entarteten Geschlecht als Fremdling lebte, kam durch die Engel, die er beherbergte, zur rechten Zeit ein Wort der Warnung, daß er sich dem Zusammenseyn mit den Bösen entziehen solle, über die Gottes Zorn bald hereinbrechen werde. Das waren freilich einzelne und ganz besondere Fälle, den-

noch aber finden wir in beiden das Allgemeine wieder, was uns Allen von Zeit zu Zeit Noth thut, und was uns bei den Erweisungen der Gastfreiheit am leichtesten gewährt wird. Wie rein und treu sich auch ein christliches Hauswesen halten möge, die Sorgen finden doch hier ihren Eingang, die überall verbreiteten schlüpfen irgendwie auch in dieses Heiligthum. Wenn es nicht grade die leiblichen und irdischen sind, so geht es so zu, daß je mehr sich unser geistiges Auge schärft und unser Gesichtskreis sich erweitert, desto mehr Gutes wir gewahren, wovon wir uns noch fern finden, so daß wir glauben, es nicht erreichen zu können, sondern versammelt zu werden zu unsern Vätern, ehe wir auch nur den Anfang davon gesehen haben; und je mehr uns mit zunehmender Erfahrung alles Kleinliche und Verwirrende in der Welt entgegentritt, um desto mehr schon gefaßte und in früheren Zeiten freudig genährte Hoffnungen glauben wir aufgeben zu müssen. Mancher Sohn der Verheißung will nicht erscheinen, und das betrübt uns. Denn was auch aus aufgegebenen Hoffnungen entstehe, ein gleichgültiges Gehenlassen oder eine kränkelnde Sehnsucht, oder eine ungeduldige Bitterkeit, die sich schmerzlich vergegenwärtigt, was nicht mehr zu erwarten ist, immer wird die Freudigkeit des Lebens gestört. Da muß denn von Zeit zu Zeit ein tröstliches Wort göttlicher Verheißung recht mitten in das Leben hineintreten; ein freudiger gestimmtes oder ruhiger beschauendes Gemüth muß uns erheben, und durch eine fröhlichere Aussicht in die Zukunft, als wir selbst auffinden können, die Sorge erleichtern wo nicht gar hinwegnehmen. Das ist es, was die geistige Seite der Geselligkeit gewähren soll; so soll sich das Gleichgewicht wieder herstellen in der Seele, in der es gestört ist, und das ermattende Leben durch wieder erwachte Hoffnung einen neuen Schwung erhalten, daß auch das freudige Vertrauen wiederkehrt, und wir wie Abraham zu Gott bitten kön-

nen, er möge auch der Gottlosen verschonen um der Gerechten willen. Wer sollte es nicht oft erfahren haben, daß das heiterr gesellige Gespräch, der leichte Wechsel verschieden aufgeregter Gemüther dies glücklicher bewirkt hat, und den beruhigenden Ton sicherer getroffen als das ernste Nachdenken und die tiefsinnigste einsame Betrachtung: und wem das wiederfahren ist, der hat einen Engel Gottes beherbergt. — Aber thut uns nicht eben so Noth das Wort der Warnung, wie es der Engel dem Lot brachte? Es wäre eine ungerechte Klage, wenn auch wir sagen wollten, daß wir unter einem verkehrten Geschlecht lebten, wie jener. Es hieße das Reich Gottes verkennen, das sich unter uns erbauet hat, wenn wir immer seufzen wollten, die Erde sey auch jetzt noch nichts als ein Jammerthal. Solche Klagen sollen nicht aufkommen, solche Empfindungsart soll das Leben eines Christen nicht verbittern. Aber dennoch fühlen wir es wol, daß die Genossen des Reiches Gottes und die Kinder dieser Welt noch immer untereinander gemischt sind, und daß nicht alle, welche Namen und Zeichen mit uns theilen, auch von Herzen der Gemeinschaft der Christen angehören, zu der sie sich bekennen. Daher, wenn wir uns ohne Bedacht allerlei Menschen hingeben, ziehen sich mancherlei Gefahren um uns zusammen, und können uns unversehens umstricken. Sind wir selbst der Sorge zugänglich: wie leicht können herrschsüchtige und hinterlistige Menschen uns anstecken mit ihrer argwöhnischen Klugheit. Giebt es Stimmungen, in denen auch wir dem ausgesezt sind, daß die leibliche Seite des Lebens das Geistige übertäubet, wie leicht kann es dann geschehen, daß Menschen, die nur das Irdische suchen, sich unserer bemächtigen, sich immer fester in unsern Kreis einsiedeln, diejenigen, die uns durch Gleichheit der Gesinnung eigentlich angehören, allmählig aus demselben verdrängen, und indem sie die Gewalt eines verderblichen Beispiels über uns ausüben,

uns immer weiter von der unschuldigen gottgefälligen Fröhlichkeit verlocken. Diese Gefahr scheint am meisten aus der gastfreien Zugänglichkeit des Gemüthes zu entstehen; aber haben wir nur das Wort immer im Sinne, daß der rechten Gastfreiheit nicht fehlen kann, auch bisweilen Engel zu beherbergen, so finden wir eben in ihr auch die bereiteste Hülfe. Denn alsdann wird es unser fester Wille seyn, unsern geselligen Kreis rein zu halten, weil die Engel Gottes gewiß nicht eingehen, wo die Sünde gehegt wird, sondern nur zu den reinen Lieblingen Gottes; das Gefühl wird uns nie verlassen, daß wir mit den Bösen nichts weiter theilen müssen, als was unvermeidlich aus bestimmten Verhältnissen, die wir nicht beherrschen oder umgestalten können, hervor geht, und daß ihnen der Zugang nicht gebührt in den Kreis unserer vertraulichen Freunde. Ist aber das unser fester Wille, uns vor jeder allzunahen Verbindung mit verführerischen Menschen zu hüten, und dasjenige, was solche vorzüglich anlockt, aus unserer Geselligkeit zu entfernen: dann wird uns auch Gott vor gefährlichen Irrthümern bewahren, daß nicht etwa ein schon ausgetriebener böser Geist unter uns einkehre, und sich wohl seyn lasse in der festlich zur Freude geschmückten Seele; sondern wenn wir immer suchen am meisten die Gleichgesinnten, die sich an demselben Guten und Schönen, wie wir, belehren und erquicken wollen, in unsern Kreis hineinzuziehen, so wird er uns aus diesen erwecken, die uns vor drohenden Gefahren warnen, und dann haben wir zu unserm Heil und unserer Rettung Engel Gottes beherbergt.

In demselben Maaße nun, m. Gel., als jene Sagen verklungen sind, daß einst nicht selten Engel zu den Menschen herabkamen und sich gastlich von ihnen aufnehmen ließen, um sie für den Himmel zu erhalten und zu stärken, in dem Maaße fühlen wir, daß in die-

ser natürlichen Ordnung der Dinge wir einer dem andern sollen Engel Gottes seyn, und daß die Kraft seines Geistes deshalb unter uns wohnt, damit wir das einander werden können. Ja wie damals der Engel des Herrn den Lieblingen Gottes nicht nur beim einsamen Gebet erschien und beim schmerzlichen Opfer, sondern auch indem sie in behaglicher Ruhe unter ihrem Feigenbaum saßen, freundlicher Gäste erwartend: so sollen auch wir einander trösten, belehren, erheben, nicht nur in den feierlichen Stunden der Andacht oder der Trauer, sondern auch in den leichteren Augenblicken geselliger Ruhe und Freude. Und wie vielfältig können wir das, ohne etwa den eigenthümlichen Ton dieses Lebensgebietes auf eine ängstliche Weise umzustimmen. Wo ihr durch die gründliche Freudigkeit und Zuversicht eures Herzens eine drückende Stimmung eines Andern besiegt; wo ihr durch ein treffendes Wort eine Verwirrung des Gefühls oder des Urtheils auflöset; wo ihr durch eine leichte aber sichere Wendung den Scherz von der Grenze des sträflichen zurückzieht, der Fröhlichkeit die Gemeinschaft mit dem höheren Gehalt des Lebens bewahrt, und im schuldlosen irdischen Genuß die geistige Sehnsucht rege erhaltet: da überall seyd ihr als Engel Gottes erschienen. Und dies alles soll und kann ja in dem geselligen Leben der Christen nichts Seltenes seyn. Laßt uns nur immer mehr von den drückenden und großentheils ganz unnüzen Fesseln uns befreien, die wir uns in dieser Betrachtung auferlegt haben, damit nach Entfernung alles Fremden und Störenden diejenigen desto fröhlicher mit einander leben können, die einander zugehören durch die Gleichheit des Geistes, der sie erfüllt, und der Liebe, die sie beseelt: dann werden wir auch in unserm geselligen Leben eben so gesegnet seyn wie jene Erzväter es waren. Jedem erscheint dann ein tröstender oder warnender Bote Gottes, wo er dessen bedarf; und im Gegensaz gegen jene alte Ge-

schichte, wo die größten Bestrebungen der Menschen dadurch zerstört wurden, daß der Herr ihre Sprache verwirrte und sie von einander sonderte, wird auf diesem Wege von den kleineren Verbindungen der Menschen aus, den einzelnen häuslichen Kreisen und was sich unmittelbar daran zu knüpfen pflegt, ein schönes Verständniß der Geister, ein freies hülfreiches Verkehr sich immer weiter verbreiten. Alle werden dieselben Zeichen verstehend, dieselbe Sprache redend, mit vereinten Kräften an dem gemeinsamen Werk arbeiten, und jeder dem andern kommend und gehend freundlich gebend und empfangend in den heiteren und doch bedeutenden Augenblicken des Lebens als Engel des Herrn begegnen. Amen.

IX.

Ueber die christliche Wohlthätigkeit.

M. a. Z. Als ich neulich über die christliche Gastfreiheit zu euch redete, brachte ich in Erinnerung, wie ursprünglich die Gastfreiheit fast überall darauf beruht habe, daß diejenigen sich auf alle Weise in einem hülflosen Zustande befanden, welche von ihrer Heimath entfernt in die Fremde verschlagen waren. In jenen früheren Zeiten also war die Gastfreiheit, welche sich des Heimathlosen, und die Wohlthätigkeit, welche sich des Hülflosen annahm, größtentheils dasselbe. Jetzt sind beide sehr von einander getrennt, die gesellige Gastfreiheit kann von ihrem leiblichen Anfang grade auf ihr geistiges Ziel hineilen, die Wohlthätigkeit bleibt größtentheils unmittelbar beim Leiblichen stehen, und wenn wir es in der Gastfreiheit am meisten mit unseres Gleichen zu thun haben, so macht die Wohlthätigkeit größtentheils solche Brüder zu ihrem Gegenstande, welche in vielen Beziehungen in einer größeren Entfernung hinter uns zurückstehen. Allein verwandt sind doch auch jetzt noch diese beiden Tugenden. Denn wir fühlen gar wohl, daß sofern doch auch der Gastfreiheit

das Leibliche unentbehrlich ist, jeder nur ein Recht hat, gastfrei zu seyn, sofern er es zugleich an der Wohlthätigkeit nicht fehlen läßt: und wer wohlthätig wäre, aber gar nicht gastfrei, von dem würden wir doch zweifeln, ob seine Wohlthätigkeit die rechte sey. Und gleich natürlich geht auch die eine wie die andere aus dem christlichen Sinne eines wohlgeordneten Hauswesens hervor. Denn kein solches besteht dermalen für sich und durch sich allein: die Hülfsmittel des Lebens werden nur in dem allgemeinen Verkehr gefunden; und je vielseitiger sich dieses verbreitet, je größere Fülle von Hab und Gut die Herrschaft des Menschen über die Erde erzeugt, um desto größere Ungleichheit in dem äußeren Zustande der Menschen entsteht und erneuert sich überall, und in dieser Ungleichheit erzeugt sich ganz natürlich bei Allen, die noch irgend gerecht seyn wollen, die Wohlthätigkeit. Gering ist verhältnißmäßig immer nur die Zahl derer, welche in Beziehung auf das äußere Leben vor Andern so beglückt sind, daß ihr Wohlstand gegen alle Wechsel menschlicher Dinge gesichert erscheint; bei weitem die Meisten sind solche, die zwar leicht glauben, daß sie weniger haben als ihnen gebührt, dann aber auch wieder gestehen müssen, daß ihnen mehr geworden ist als Andern, aus welchem schwankenden Bewußtseyn sie eben am sichersten abnehmen können, daß sie haben, was ihnen zusteht und in glücklicher Mitte leben. Denn gar viele giebt es hinter ihnen, von denen das Gefühl, daß sie in Absicht auf alle äußeren Güter des Lebens zu kurz gekommen sind, gar nicht weichen will. Und müssen wir nicht gestehen, daß ohne jenen zusammengesetzten und verwickelten Zustand der menschlichen Dinge, aus dem uns der größte Theil der Annehmlichkeiten des Lebens entsteht, ein so großer Unterschied gar nicht Statt finden könnte? daß wenn wir nicht auf eine so erfreuliche Weise genug und übrig hätten, nicht so viele unserer Brüder zu wenig haben würden? Da wurzelt also in der bloßen Gerech-

tigkeit das Bestreben zu helfen und auszugleichen; wir machen den göttlichen Segen im Aeußeren uns selbst dadurch genießbarer, daß wir das peinliche Gefühl derer lindern, welche durch dieselbe Verbindung der Menschen, durch die wir uns gesegnet finden, an ihrem Theile scheinen verkürzt worden zu seyn.

Eine so begründete Wohlthätigkeit nun ist gewiß nicht etwas Zufälliges; sondern weil sie auf den unvermeidlichen Wirkungen des gemeinsamen Zustandes der Menschen beruht, ist sie etwas Wesentliches. Darum finden sich auch mehrere Anweisuugen darüber in der Schrift; und in der christlichen Kirche haben seit dem ersten Anfange derselben heilsame und nothwendige Ordnungen bestanden, nach denen sie ist ausgeübt worden. Aber sie kann nur geübt werden und ihren Zweck erreichen, wenn in jedem christlichen Hausstande ein richtiger Sinn dafür sich bildet, und aller Eintheilung des Erworbenen gleich auf die Werke der Wohlthätigkeit Bedacht genommen wird. Darum hat es mir nothwendig geschienen, zu unsern bisherigen Betrachtungen über das christliche Hauswesen auch noch diese über die christliche Wohlthätigkeit hinzuzufügen.

Text Ephes. 4, 28.

Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen.

Die Worte, m. G., die wir eben vernommen, klingen theils sehr schlicht, theils sogar rauh, und scheinen auf einen sehr unvollkommnen Zustand der christlichen Gemeinschaft hinzuweisen, welcher noch Warnungen nöthig macht, die wir jetzt in einer wohlgeordneten christlichen Gemeine für völlig überflüßig erklären können. Diese Worte machen auch gar wenig Aufhebens von der Sache, worauf es ankommt, und heben keine Bewegungsgründe

dazu hervor; und so scheinen sie vielleicht auf keine Weise geeignet, unsere Betrachtung über die christliche Wohlthätigkeit zu leiten. Allein, m. Gel., gar wohl bedächtig und absichtlich habe ich, da es ja am andern in unsern heiligen Schriften nicht fehlte, gerade diese schlichten Worte gewählt, weil es mir weniger nöthig scheint, euch mit dringenden und beweglichen Aufforderungen zur Wohlthätigkeit zuzureden. Denn deren bedarf es in der That nicht, weil ihr beweglich genug seyd, in dieser Hinsicht, und leicht ansprecht, wenn euch Jemand zu milden Gaben auffordert, so daß auch der Ruf eurer Wohlthätigkeit weit verbreitet ist. Allein demohngeachtet will es mich bedünken, als ob noch mancherlei Unrichtiges sey in der unter uns gewöhnlichen und herrschenden Art der Wohlthätigkeit, wovon wir uns noch los machen müssen, und als ob es heilsam seyn möchte, solche Ueberlegungen zu veranlassen, durch welche der Boden gereinigt werde, auf welchem dann eine Gott wohlgefällige und wahrhaft christliche Wohlthätigkeit gedeihen kann, und dazu grade scheinen mir die verlesenen Worte sich ganz vorzüglichen zu eignen.

I. Ich fange damit an, nach Anleitung unseres Textes die falsche Unterlage, auf welcher gar manche gepriesene Wohlthätigkeit ruht, hinwegzuräumen. Denn das haben jene rauh klingenden Worte im Sinn, die manchen zarten Ohren mögen anstößig gewesen seyn: Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr. Denn bleiben wir bei dem Buchstaben stehen, so sollte davon unter Christen gar nicht mehr die Rede seyn; ja auch abgesehen von allem, was die Frömmigkeit wirkt, theilen wir gewiß alle das Gefühl, daß schon bei einer gewissen Ausbildung des äußeren Lebens in der Gesellschaft solche Beeinträchtigungen der Gerechtigkeit nur begangen werden können von den rohesten, verworfensten Menschen, die wir gar nicht Ursache haben, in unseren Versamm-

lungen zu suchen. Aber, m. Gel., laßt uns nicht bei dem trocknen Buchstaben stehen bleiben, sondern dessen eingedenk seyn, was wir schon in unserer Kindheit gehört haben als die richtige Auslegung des alten Gebotes, worin derselbe Ausdruck vorkommt, wie damit nicht nur jene ausdrückliche Verlezungen des Eigenthums gemeynt sind, welche sobald sie nachgewiesen werden, die Ahndung der bürgerlichen Gesellschaft nach sich ziehen, sondern alles ist darunter begriffen, was sich nur durch eine ausweichende oder zweideutige Auslegung jener allgemeinen Regeln rechtfertigen läßt, welche die Grundpfeiler der Treue und Gerechtigkeit sind. Jedes irgend bewußte Uebervortheilen, jede Handlungsweise, die, weil sie vortheilhaft ist, man sich scheut, der strengsten eignen und öffentlichen Prüfung zu unterwerfen, jede Erwerbungsart: die nicht in jener wahren und höheren Gesezmäßigkeit begründet ist, welche fordert, daß alles, was jeder für seinen eignen Vortheil thut, mit dem gemeinen Wohl und dem Wohl aller Einzelnen, die dabei betroffen sind, zusammenstimme, alles dieses ist schon Abweichung von der strengen Rechtschaffenheit in Verkehr und Geschäften und fällt unter die Warnung des Apostels.

Es scheint freilich unfruchtbar, m. G., nur solche allgemeine Ausdrücke an einander zu reihen; aber es ist auch schwer und fast unendlich, ins Einzelne zu gehen. Indeß will ich eines und das andere wenigstens berühren, was einem solchen Mittelpunkt des geschäftigen Lebens wie unsere Stadt vorzüglich eignet. — Die Schrift selbst sagt: „Gott der Herr hat den Armen neben dem Reichen gemacht;“ und was auch wohlmeynende Menschen von Zeit zu Zeit geträumt und sich in mancherlei Gestalten ausgebildet haben von einer äußeren Gleichheit der Menschen, wir wissen, es ist ein Traum, den der Höchste nicht billigt, weil sich kein irgend entwickelter Zustand der menschlichen Gesellschaft damit verträgt.

trägt. Denn könnte auch heute durch ein Wunder Gottes oder ein freiwilliges Zusammentreten der Menschen eine solche Gleichheit entstehn: so würde morgen schon die Ungleichheit wieder da seyn, und zwar so, daß wir offenbar sähen, der Herr habe sie gemacht, nicht nur indem er den Einen vor dem Andern mit Verstand und Geschick zu seinem Geschäft begabt hat, sondern auch durch jenen wechselreichen Einfluß der äußeren Natur auf die menschlichen Bestrebungen, den wir zwar immer mehr, aber nie ganz in unsere Gewalt bekommen, und durch jene allgemeine Verkettung der menschlichen Angelegenheiten, in der immer das Kleine durch das Große und das Große durch das Kleine auf eine nicht zu berechnende Weise bestimmt wird. Aber wenn wir nicht läugnen können, daß auf diese Weise immer aufs neue Gott der Herr selbst den Armen neben dem Reichen hinstellt: so müssen wir doch einsehen, es ist sein Wille, daß die Liebe diesen Gegensatz mäßigen soll; wir müssen einsehen, die belebendste Vertheilung menschlicher Kräfte sey nur da, wo dieser Gegensatz in gewissen Schranken gehalten wird, weil nur unter dieser Bedingung jeder alle menschlichen Pflichten erfüllen kann. Wenn aber der Reiche die Abhängigkeit von ihm, in welche die Unbemittelten früher oder später gerathen, nicht so gebraucht, daß ihnen selbst dadurch ausgeholfen, sondern so eigennützig, daß er zwar immer reicher wird, jene aber immer tiefer in die Dürftigkeit versinken; wenn der Reiche denkt: Damit ich nur immer reicher werde, mögen jene immer mehr und mehr arbeiten müssen mit ihren Händen und Gutes schaffen für mich; wenn sie auch bei aller Arbeit nicht gewinnen, um den Dürftigen selbst etwas mitzutheilen, ich will es schon gut machen und den Dürftigen desto mehr von dem Meinigen geben; wenn sie auch zuletzt bei aller Arbeitsamkeit so arm werden, daß sie wenig oder nichts mehr beitragen können zu den allgemeinen Bedürfnissen der Gesellschaft,

ich will schon desto mehr auf mein Theil nehmen; ja mögen sie auch so arm werden, daß sie selbst die Pflicht nicht mehr erfüllen können, für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, ich will sie schon erziehen lassen, ich kann das sogar wohlfeiler bestellen und besser: dann, wenn der Reiche so denkt, wird der Gegensatz zwischen den Reichen und Armen auf eine unnatürliche Weise überspannt, und der Reiche bestiehlt den Armen um den edelsten Theil seines Daseyns. — Ferner wieviele giebt es nicht, zumal an einem Ort wie der unsrige, die nicht nur mit Einzelnen in Verbindung stehn, sondern vielmehr ihr Geschäft auf mancherlei Weise treiben mit der Verwaltung des Staates und deren einzelnen Zweigen. Ich glaube dieser Gegenstand darf nur genannt werden, um sogleich die lockern Grundsäze in Erinnerung zu bringen, die in dieser Hinsicht gar manche sonst nicht verwerfliche Menschen befolgen. Aber wenn einer den übermäßigen Gewinn, den er am gemeinen Wesen macht, welches doch von allen Einzelnen muß aufrecht gehalten werden, dadurch beschönigen will, daß von keinem Einzelnen auch nur im mindesten gemerkt wird, was er deshalb dem Ganzen mehr thun und leisten muß: heißt das etwas anderes, als den Betrug durch die Heimlichkeit rechtfertigen wollen? und sollen wir die Unzufriedenheit und die Unordnung, die dadurch auf allerlei Weise hervorgebracht und unterhalten wird, auch nur in ihren äußeren Folgen angesehen, für nichts rechnen?

Sehet da, m. Gel., dieses und alles ähnliche gehört mit unter das Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr! und nun laßt mich nicht mehr fragen, ob wir so weit hinaus sind über diese Ermahnung, als es auf den ersten Anblick schien. Aber das laßt uns zu Herzen nehmen, daß der Apostel diese Ermahnung vor die Aufforderung zur Wohlthätigkeit stellt, als ob er uns sagen wollte: Ehe ihr dran denkt, wohlthätig zu seyn

und die Dürftigen zu unterstüzen, seyd zuvor gerecht, leget alle auch die geheimste Ungerechtigkeit ab, welche eben am meisten Dürftige macht. Ja ich möchte noch mehr sagen, er wählt die geradesten, trockensten Worte, die ohne verlegene Beschämung gar nicht angehört werden könnten, als ob er sagen wollte, Einer Gesellschaft, aus welcher noch nicht alles Unrecht dieser Art verbannt ist, gereicht auch die freigebigste Wohlthätigkeit nicht zur Ehre, sondern zur Schmach. Denn was sind solche Wohlthätige anders als, wie der Erlöser sagt, übertünchte Gräber? Die Höhle des Raubes soll mit einem glänzenden Schimmer geschmückt werden und mit heiligen Zeichen verziert; und nach jeder solchen heuchlerischen That kehrt der böse Geist mit erneuter Kraft zurück und freut sich, seine Wohnung so betrügerisch geschmückt zu finden; das Gewissen das eigne sowol als das gemeinsame, was wir die öffentliche Meynung nennen, soll beschwichtigt werden und irre geleitet, als ob das Böse ausgeglichen werden könnte durch das gute Werk! Und was sind doch gewöhnlich die glänzendsten milden Gaben, im Vergleich mit dem Reichthum, der auf ungerechtem Wege erworben ist? ein kaum zu nennender Theil desselben! Und ein solcher, der Viele in Armuth gebracht oder wenigstens darin gelassen hat, um selbst desto reicher zu werden, wieviel weniger giebt er immer nicht nur dem innern Gehalte nach, sofern das Scherflein des Dürftigen mehr werth ist als das Pfund des Reichen, sondern wirklich auch dem äußeren Werth nach wieviel weniger, als die Vielen zusammen genommen würden gegeben haben, hätte jener ihnen nur etwas mehr Raum gelassen, um sich frei zu bewegen!

Und daß nicht etwa Jemand sage: Gesezt auch es gebe Einzelne unter uns, mit deren Wohlthätigkeit es nicht viel besser steht: so können wir Uebrigen uns das doch nicht zurechnen, und unsere Wohlthätigkeit bleibt in Ehren! Denn so ist es nicht: vielmehr ist das das

Wesen des christlichen Lebens, daß wie alles Verdienst gemeinschaftlich ist, so auch alle Schuld. Sollte nicht jeder, der gern wohlthätige Unternehmungen befördert, sich scheuen, die Opfer derer anzunehmen, deren Reichthum auf irgend eine Weise befleckt ist? sollten wir uns nicht in jedem solchen Falle billig scheuen, demüthige und fröhliche Geber in Gemeinschaft zu bringen mit verdächtigen Namen? Sollten wir uns nicht scheuen, den Dürftigen zu allem, was sie drückt, auch noch den Unsegen des ungerechten Gutes zuzuführen, das auch mitgetheilt nicht gedeihen kann? Ja laßt uns auf alle Weise streng seyn gegen jede Wohlthätigkeit, die nicht die reinste und vorwurfsfreiste Gewissenhaftigkeit zur Grundlage hat. Wer da unrecht gethan hat, der lege es zuvor ab, damit nicht seine Wohlthätigkeit befleckt sey von seinem Unrecht. Hat er es aber abgelegt, dann wissen wir ihm nichts besseres zu wünschen, als daß er möge sagen können: Und was ich unrecht erworben, das gebe ich zwiefältig den Armen.

II. Nachdem wir uns also verständiget haben über den einzigen Grund, auf dem eine gottgefällige Wohlthätigkeit erbaut werden kann: so laßt uns nun in dem Licht unseres Textes auch den falschen Schimmer betrachten, mit dem nur gar zu oft die christliche Wohlthätigkeit umgeben wird, damit wir uns deshalb schämen. Was sagt der Apostel in unserm Text weiter? Jeder arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, damit er habe zu geben dem Dürftigen. Das klingt wahrlich gar nicht groß und prächtig, gar nicht als eine ganz besondere Tugend oder Seligkeit, wie doch gar oft die Wohlthätigkeit gewiß mehr zum Schaden als zum Nuzen des gesammten christlichen Lebens vorgestellt wird. Denn diese Worte sagen doch von ihr nichts mehr und nichts weniger, als daß sie das richtige Maaß unserer Arbeit sey. So wenig wir uns nun der Arbeit, die

wir mit unsern Händen schaffen, als sey sie etwas Großes und Herrliches, besonders zu rühmen pflegen: eben so wenig ist auch das etwas Großes, wenn wir das richtige Maaß dieser Arbeit erfüllen; und weiter soll nach unserm Text die Wohlthätigkeit nichts bedeuten. Der Zusammenhang nämlich ist dieser. Eben weil der widrigen Umstände wegen, oder wenn besondere Unglücksfälle eintreten, gar mancher auch beim besten Willen nicht so viel mit seiner Arbeit schaffen kann, als er mit den Seinigen braucht: so thut jeder zu wenig, der nicht mehr erarbeiten will, als er selbst bedarf; sondern jeder soll bemüht seyn, mehr zu schaffen als er braucht, damit er etwas habe jenen Unvermögenden mitzutheilen. Und daß nur dies das richtige Maaß unserer Arbeit ist, wenigstens in dem Zustande des menschlichen Lebens, der damals schon bestand, und jetzt auch noch, das kann wol Niemand läugnen. Denn wenn es uns gelingt, durch die Arbeit unserer Hände uns zu verschaffen, was zu unserm und der Unsrigen eigenem Leben gehört; so ist das freilich zunächst die Frucht unseres Fleißes; aber unser Fleiß vermag doch nur uns dieses zu verschaffen unter Voraussezung jener Leichtigkeit und Zuverläßigkeit des Verkehrs und der Mittheilung, die nur durch unsere bürgerliche Ordnung und die manigfaltigsten öffentlichen Sicherheitsanstalten möglich wird, und zwar gilt dies von allen Ständen ohne Unterschied. Diese Anstalten also müssen erhalten werden, und schon dazu muß unser Fleiß, soll er nicht ganz vergeblich seyn, mehr herbeischaffen als wir selbst unmittelbar für uns und die Unsrigen gebrauchen. Aber wenn der Armuth nicht abgeholfen wird, wenn die Zahl der Dürftigen überhand nimmt: so wird gar bald die Sicherheit aller jener Verhältnisse, auf denen der Erfolg unseres Fleißes beruht, mehr oder weniger unmittelbar gefährdet werden. Indem wir also unserer Arbeit die Ausdehnung geben, daß wir auch etwas haben für die

Dürftigen: so erfüllen wir nur das rechte Maaß der Anstrengung in den von Gott angeordneten Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft, wir thun nichts, als was bei richtiger Berechnung dieser schon die Rücksicht auf unsern eigenen dauernden Vortheil uns auflegt. Da ist also nichts weiter besonders zu rühmen; sondern wenn wir unterlassen haben, was uns hierin obliegt, so sind wir faule Knechte und haben uns vor der natürlichen Strafe zu fürchten. Haben wir gethan, was uns obliegt, haben wir uns bei steigender Noth angestrengt, um dann auch mehr zu thun als im gewöhnlichen Lauf der Dinge: so mögen wir uns demüthig hinstellen, und wenn wir mit weichlichen Lobeserhebungen überhäuft werden, mögen wir in Wahrheit sagen, wir sind unnüze Knechte, denn wir haben nur das uns zugewiesene Maaß menschlicher Arbeit erfüllt.

Indem nun der Apostel uns die Wohlthätigkeit aus diesem einfachen und schlichten Gesichtspunkt darstellt, zeichnet er uns auch den Umfang derselben so bestimmt, daß wir gestehen müssen, eben so wenig als sie ein besonderer Ruhm ist, eben so wenig schließt sie auch eine vorzügliche Seligkeit und Zufriedenheit in sich, wie etwa nur ausgezeichnet Beglückte sie sich verschaffen können. Denn der Apostel führt die Wohlthätigkeit bis dicht an die Grenzen der Dürftigkeit selbst hinab. Auch diejenigen, welche mit ihren Händen arbeiten müssen, sollen schaffen soviel sie vermögen, nicht nur um nicht selbst in die immer drückende Lage zu kommen, daß sie nur durch die Hülfe Anderer bestehen können, sondern auch um selbst noch etwas denen zu geben, die sich schon in dieser Lage befinden. Denn beides liegt nahe genug aneinander; wer gar nicht mehr mittheilen kann, der wird gar bald selbst der Mittheilung bedürfen. So ist denn die Wohlthätigkeit, von dieser Seite angesehen, wiederum nichts anders als das Maaß unserer Entfernung von der Dürftigkeit, weil die rechten Gegenstände der

Wohlthätigkeit diejenigen sind, die selbst nicht mehr wohlthätig seyn können; und also ist keine besondere Seligkeit darin zu sezen, daß, indem wir die Dürftigen erleichtern, wir fühlen, daß wir selbst nicht dürftig sind. Ja bei allem Scheine von Ungleichheit, als ob diejenigen wenigstens, deren Wohlthätigkeit ins Große gehen kann, eine große Glückseligkeit voraus hätten, zeigt die genauere Betrachtung auch hier eine völlige Gleichheit. Derjenige, welcher unter ungünstigen Verhältnissen in das Leben eingetreten, und auf eine niedrige Stufe in der Gesellschaft gestellt ist, sich aber treu an das Wort des Apostels hält, und im Schweiß seines Angesichts so viel schafft, daß er nicht nur sich und die Seinigen ernährt, sondern, wie wir es auch allen angehenden Eheleuten, die ihren christlichen Hausstand miteinander beginnen, bei ihrer Einsegnung vorhalten, auch noch etwas, wie wenig es immer sey, erübriget, um es denen darzureichen, die ihr Leben unter noch drückenderen Verhältnissen führen müssen, der kann sich doch gewiß eines großen Erfolges seiner Gaben nicht rühmen; sie sind nichts, womit er vor der Welt glänzen kann, sie sind nur eine dankbare Bescheinigung darüber, daß ihn Gott wenigstens auf dieser Stufe erhalten hat, und ein frohes Zeichen, wobei er sich seiner treuen pflichtmäßigen Anstrengung erinnert. Derjenige hingegen, welchen Gott so reichlich gesegnet hat, daß er scheint so gut als gar nicht arbeiten zu dürfen, und sich also ganz dem höheren geistigen Leben hingeben kann, dieser mag zwar sonst viel edle und reine Freuden voraus haben, und auch, was die Wohlthätigkeit betrifft, hat er zwar das voraus, daß er gar viel zu vertheilen vermag: aber es ist doch immer für den größeren Kreis, in den er gestellt ist, nicht mehr, als was jener in seinem kleineren bewirkt, nur daß, was er vertheilt, für ihn nicht ein frohes Zeichen seiner Anstrengung ist, weil er nicht vertheilt, was seine eigenen Hände geschafft haben,

sondern was andere, er ist nur die Verrathskammer, in der sich aus einem größeren Bezirke sammelt, was unter die Dürftigen soll vereinzelt werden. Wenn daher ein so Begünstigter, ich will nicht sagen die Glückseligkeit, aber das zufriedene Gefühl von jenem emsigen und arbeitsamen Wohlthätigen theilen will: so muß er nicht nur mehr geben, sondern noch mehr thun als geben; er muß sich der Ausführung wohlthätiger Unternehmungen, der beurtheilenden Aufsicht über die zweckmäßige Verwaltung und Vertheilung der Beisteuern Anderer unterziehen, dann erst kann er sich denen gleich stellen, welche gearbeitet haben, damit sie vermöchten, etwas mitzutheilen, und dann kann auch er Zufriedenheit empfinden für seine Mühe. Aber eine besondere Glückseligkeit ist auch hiebei eben so wenig als ein besonderer Ruhm, sondern nur auf der einen Seite das wehmüthige Gefühl, daß die vorzüglich Begünstigten in der Gesellschaft dies nur seyn können, auf Kosten Anderer, und der andern Seite der Trost hierüber, der darin liegt, wenn diejenigen, welche viel empfangen, auch den Lauf des Gebens reichlich und thätig befördern.

So laßt uns denn unsere christliche Wohlthätigkeit von allem eiteln Gepränge frei halten; denn von dem falschen Schimmer von Ruhm und Glückseligkeit, womit sie oft wohlmeynend umgeben wird, bleibt bei näherer Betrachtung nichts übrig. Sie bleibt ein Werk der Noth und gewißermaßen der Schaam, wovon so wenig Aufhebens gemacht werden soll, als irgend die Sache gestattet. Zu schwelgen aber in süßlichen Empfindungen der Freude und Selbstbefriedigung, wenn sie im Stande waren, durch milde Gaben die Noth der Brüder zu lindern, das wollen wir denen überlassen, welchen es noch an der rechten Erkenntniß davon fehlt, daß der Mensch eben so wenig durch Werke der Noth vor Gott gerecht werden kann als durch Werke des Gesezes, sondern nur durch den Glauben, aus dem alle guten Werke hervorgehen müssen. Laßt uns

nicht vergessen, daß unter die Hauptpunkte, gegen welche die Verbesserer der Kirche ihren heiligen Eifer richteten, vorzüglich auch gehörte jener eitle Ruhm guter Werke, aus welchem eine Menge von ihrem Umfange nach bewundernswürdigen Stiftungen der Wohlthätigkeit hervorgegangen waren, die aber, wie ihnen nur ein verkehrter Sinn zu Grunde lag, auch nur verderbliche Wirkungen hervorbrachten. Denn die Menschen scheuten sich nicht mehr, auf die niedrigste Stufe der Dürftigkeit aus eigner Schuld hinabzusinken, weil sich ihnen dann ein Schatz öffnete, aus dem sie auf die bequemste Weise alle ihre Bedürfnisse befriedigen konnten. So entstand denn der Arme neben dem Reichen nicht nach dem Gesez der Ordnung, sondern nach dem der menschlichen Thorheit; und etwas ähnliches muß immer die Folge seyn, wenn mit der Wohlthätigkeit Gepränge getrieben wird, und der Dürftige merkt, daß durch das Wohlthun die Eitelkeit der Geber befriedigt wird. Darum, wenn wir wohlthun, sollen wir es nicht ausrufen auf den Gassen, sondern unser Scherflein geben in demüthiger Stille.

III. Und nachdem wir unsere Wohlthätigkeit auch auf diese rechte Gemüthsstimmung zurückgeführt haben, ist uns nur noch übrig, daß wir nach Anleitung unseres Textes auch vor der falschen Ausübung der christlichen Wohlthätigkeit warnen.

Der Apostel nämlich sagt: Jeder arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, damit er habe zu geben dem Dürftigen. Merket wol, er sagt nicht, damit er gebe dem Dürftigen, sondern damit er habe zu geben. Geben dem Dürftigen soll der Einzelne nicht, sondern das soll die Gemeine. Wer mehr erwirbt in seinem Gewerbe als er bedarf in seinem Hausstande, der gebe es der Gemeine, und die Gemeine vertheile. Glaubt nicht, daß ich das auf eine willkührliche Weise hinein-

künstle in unsern Text. Nein, sondern es war dies die ursprüngliche Ordnung in der christlichen Kirche, die also auch der Apostel, als er schrieb, gewiß im Sinne hatte. Alle der Wohlthätigkeit bestimmten Ersparnisse wurden der Gemeine dargebracht, und die Gemeine wählte unter den zuverläßigen kundigen Männern und Frauen, die auch über ihre Zeit genugsam schalten konnten, die Vertheiler der gemeinsamen Gaben. Das war eine gute und schöne Ordnung, die man nicht hätte verlassen sollen. Denn der Geber konnte bei weitem nicht so leicht verführt werden zu einer verderblichen Eitelkeit. Wie nämlich der Mensch nicht leicht selbstgefällig wird, wenn er sich mit dem Gesez vergleicht, weil sich dem jeder zu tief untergeordnet fühlt; sondern wenn er sich mit dem und jenem Einzelnen vergleicht und sagen kann, ich danke Gott, daß ich nicht bin wie dieser, dann gefällt er sich selbst: eben so erhebt sich nicht leicht einer wegen dessen, was er dem Ganzen, was er der Gemeine darbringt, weil doch jeder fühlt, daß er sich dieser ganz und gar schuldig ist; sondern wenn er die einzelnen Menschen vor sich wandeln sieht, von denen er sagen kann, dem habe ich so und dem so geholfen, dann erhebt er sich. Dies kann aber nie geschehen, wenn alle Gaben der Gemeine dargebracht und von dieser vertheilt werden; sondern da geht es in der That wie der Erlöser will, daß die Rechte nicht wissen soll, was die Linke gethan. Denn das Vergessen dessen, was wir selbst gethan haben, kann ja Niemand gebieten, wie denn, was einer vergessen wollte, er am wenigsten vergessen würde. Wenn aber alle Gaben der Gemeine dargebracht werden und diese dann sie vertheilt: so weiß keiner, was aus seiner Gabe geworden ist, keiner hat einen bestimmten Erfolg hervorgebracht, dessen er sich rühmen könnte, sondern alle können sich nur gemeinschaftlich des gemeinsamen Werkes freuen. Aber auch für die Empfangenden war besser gesorgt auf jene Weise. Denn es ist ja ein viel peinli-

cheres Gefühl, Rettung und Hülfe einem Einzelnen zu verdanken, und sich sonach abhängig fühlen von einem glücklichen Zusammentreffen, einem hülfreichen Zufall, einer günstigen Gemüthsstimmung. Der Gemeine hingegen ist sich schon ohnedies jeder ganz schuldig; und es kann keinem drückend seyn, von denselben vereinten Kräften auch das Leibliche zu empfangen, denen er ja doch schon alles Geistige verdankt. Wie es nun zugegangen ist, daß diese Ordnung aufgehört hat, so daß die Wohlthätigkeit der christlichen Gemeine nur noch ein dürftiges Schattenbild geblieben ist, das an den meisten Orten mehr zum Schein besteht, als daß es in irgend einem Verhältniß stände mit den Bedürfnissen der leidenden Gemeingenossen, die wesentliche Unterstüzung der Dürftigen aber ganz von den unzusammenhängenden Erweisungen Einzelner abhängig wurde, das können wir hier wol nicht auseinandersezen, desto leichter aber uns überzeugen, daß es so nicht gut ist, sondern daß dieses eben so gewiß eine falsche Ausübung der Wohlthätigkeit ist, als es der Anweisung des Apostels in unserm Text zuwiderläuft. Denn wie kann der Einzelne, wenn er genöthigt ist, seine milden Gaben selbst an Mann zu bringen, das gute Gewissen einer richtigen Anwendung bewahren, da er nie im Stande ist, die einzelnen Ansprüche, die zufällig an ihn gemacht werden, mit der Summe des Uebels zu vergleichen, dem überhaupt abgeholfen werden soll? Weil nun keiner ein richtiges Maaß hat, so schwanken alle mehr oder weniger zwischen zwei entgegengesezten Fehlern. Der eine, von seinen Geschäften gedrängt und vom weichherzigen Gefühl überwältigt, weiß keine bessere Regel als den zu befriedigen, der ihm jedesmal in den Weg kommt, und so wird er leicht hintergangen. Der andere gewohnt, überall strenge Rechenschaft zu geben und zu fordern, mißtrauisch gemacht durch kränkende Erfahrungen, bekannt mit der Unwahrhaftigkeit derer, die Hülfe bedürfen, weiset manchen, der

nur mit gerechten Seufzern zurückgeht, von sich, weil er sich fürchtet, von Unwürdigen gemißbraucht zu werden, und gern überall bei dem Würdigsten anfangen möchte. Ist nicht jenes unverständig und schwach, und dieses hart und gefühllos? Aber neigt sich nicht dennoch jeder in den Erweisungen seiner Wohlthätigkeit bald auf die eine bald auf die andere Seite? Und können wir das für die richtige Ausübung einer christlichen Pflicht halten, was, genau betrachtet, immer nur als ein gemäßigter Fehler erscheint?

Daher sind dann auch die Fehler leicht zu begreifen, die sich bei den Hülfsbedürftigen so häufig finden, und über die wir so viele Klagen hören. Sie entstehen aus den Fehlern der Helfenden, oder werden wenigstens durch diese genährt. Denn unsere Wohlthägkeit, wenn sich jene Schwächen darin offenbaren, kann nicht den reinen Eindruck einer ächten christlichen Tugend machen; es fehlt also die Ehrfurcht, welche am sichersten alle Mißbräuche zurückhält, und so halten jene sich denn berechtigt, die Schwächen, die wir ihnen zeigen, so gut es geht, zu ihrem Vortheil zu benuzen. Ist aber die Seele nicht mehr als der Leib? wenn durch das Wohlthun sittliche Schwachheiten ja gröbere Sünden unterhalten und fortgepflanzt werden, wird dann nicht mehr geschadet als geholfen wird? Nun aber sind diese nachtheiligen Folgen unvermeidlich, wo das Meiste in dieser Sache auf der unzusammenhängenden und ungeordneten Wohlthätigkeit der Einzelnen beruht; und deshalb ist diese immer verwerflich, und jeder unter uns sollte gern der eiteln Freude, seine Gaben selbst zu vertheilen und sich an den Früchten derselben zu freuen, entsagen, damit die Wohlthätigkeit wieder ein gemeinsames Werk werde.

Dieses ist nun freilich größtentheils, sowol bei uns als in andern christlichen Ländern und Orten, schon wieder geworden; aber ich darf mich nicht scheuen, hier meine Meynung darüber auszusprechen, auch dieses nicht

auf die rechte Art. Wie man nämlich bemerken mußte, daß bei jener falschen Ausübung der Wohlthätigkeit mehr Mißbräuche genährt wurden, als daß der Dürftigkeit wirklich wäre gesteuert worden, und man es nicht gleichgültig ansehen konnte, daß treue und wohlmeynende Glieder des Ganzen ihr Hülfsmittel vergeblich verschwendeten, unnüze und faule aber im Vertrauen darauf ein unwürdiges Leben hinschleppten: so nahm sich endlich die Obrigkeit der Sache an, und die Vertheilung der Wohlthätigkeit ward eine Angelegenheit des weltlichen Regiments in seinen verschiedenen Verzweigungen, wie sie früher eine Sache der kirchlichen Gemeine war. Wenn nun dieses freilich besser ist als jenes: so höret doch, weshalb auch diese Veränderung meines Erachtens noch nicht der Punkt ist, auf dem wir stehen bleiben sollen; sie ist nicht etwas, dessen wir uns rühmen könnten, sondern wir müssen uns vielmehr auch ihrer noch in mancher Hinsicht schämen. Denn es ist schon schlimm genug, daß der gute Wille derjenigen Einzelnen, welche Gelegenheit haben, verborgenes Elend wahrzunehmen, in seinen Mittheilungen durch ein äußeres Gesez gebunden wird, da sich gute Wünsche und Vorschläge gegen die, welche das Amt der Vertheilung haben, wenn sie dies kraft eines bürgerlichen Ansehens und obrigkeitlichen Auftrages verwalten, nicht so leicht ungezwungen äußern lassen, als wenn es Beauftragte der kirchlichen Gemeine sind, denen sich weit leichter und herzlicher jeder mittheilen wird, der gern einem Hülfsbedürftigen will geholfen wissen. Noch übler aber ist es, daß wie die Sachen einmal stehen, alles, was im Namen der Obrigkeit auch in dieser Art geschieht, wie alles, was sonst zum öffentlichen Dienst gehört, ein weitläuftiges Geschäft wird, wo dem Vertrauen wenig oder nichts kann eingeräumt werden; sondern den strengsten Formen muß man genügen, die genaueste Nachweisung muß überall möglich seyn, zur pünktlichsten Rechenschaft alles im

Voraus angelegt und bereitet werden. Denn daß auf diesem Wege manches Wohlthätige und Heilsame gar sehr erschwert, ja oft lieber unterlassen wird, und daß das gemüthliche Vertrauen, welches wir als christliche Gemeinglieder jeder den Bevollmächtigten seiner Gemeine so gern schenkten, und welches mit Gottes Hülfe durch die Erfahrung immer würde gerechtfertigt werden, in diesen Angelegenheiten der christlichen Wohlthätigkeit schneller und vollständiger zum Ziel führen würde, das möchte wol Niemand läugnen wollen. Darum ist auch diese Veränderung noch nicht das rechte, dessen wir uns rühmen können. Weswegen ich aber meyne, daß wir uns ihrer sogar zu schämen haben, das ist dieses.

Ich denke nämlich, das allgemeine Gefühl, daß die Wohlthätigkeit wieder müsse ein gemeinsames Werk werden, würde gleich die rechte Wendung genommen haben, diese Sache auf ihre ursprüngliche Gestalt in der christlichen Kirche zurückzuführen, und die Obrigkeit würde gar nicht geeilt haben, sie zu der ihrigen zu machen, wenn nur christliche Gemeinen da und sichtbar gewesen wären, wenn nur solche hätten hervortreten können als frische und lebendige Wesen, bekannt und bewährt dafür, daß sie wol fähig sind, etwas Bedeutendes tüchtig auszuführen. Daß nun eigentliche kirchliche Gemeinen als Vereinigung der evangelischen Christen, wie sie der Ordnung gemäß mit einander verbunden seyn sollen zu allem, was sich auf die Angelegenheiten unsers Glaubens und des christlichen Lebens bezieht, da solche großentheils, denn die rühmlichen Ausnahmen sind uns wol Allen bekannt, so gut als verschwunden gewesen sind seit langer Zeit hier und an vielen andern Orten; daß auf diese Art das kirchliche Leben fast gänzlich von dem bürgerlichen hat können verschlungen werden bei uns, da es doch anderer Orten noch blüht, das, meyne ich, soll billig ein Gegenstand der Schaam für uns seyn.

Wenn nun dieses zum Theil wenigstens die Schuld eines früheren Geschlechtes ist: so mögen wir uns desto mehr freuen, daß wir mit Gottes Hülfe berufen sind, sie abzulösen. Denn es steht uns ja bevor, der Versuch wenigstens, unsere kirchliche Verbindung wieder enger zusammenzuziehen. Nicht lange hoffentlich, so werden die Hausväter unserer Kirchengemeinden aufgefordert werden, sich zu versammeln, um diejenigen aus ihrer Mitte zu bestimmen, denen sie am liebsten mit uns Lehrern ihr Vertrauen schenken wollen in allen kirchlichen Angelegenheiten. Möge dann auch bald des Armenwesens in christlicher Liebe gedacht werden! mögen diese kirchlichen Vereine, wenn sie erst bestehen, sich immer mehr so gestalten, daß auch die Obrigkeit es bald am zweckmäßigsten finde, die Berathung der Dürftigen in die Hände zurückzugeben, in denen sie sich in der Christenheit ursprünglich befand. Dann würde am sichersten unsere Wohlthätigkeit nicht nur von aller Untugend und Eitelkeit, die sich so leicht beimischt, frei bleiben, sondern auch ihre Ausübung auf mancherlei Weise mehr gesichert und erleichtert werden. Und dann würde auch in jedem christlichen Hauswesen die Sorge vom Ueberflüßigen abzuthun, eine desto heiligere Angelegenheit seyn, weil wir dann desto mehr haben, was wir der Gemeine darbringen können als ein Opfer der Liebe und Dankbarkeit, damit sie, von der am liebsten auch jeder das Leibliche empfängt, es darreiche den Dürftigen.

So führt uns denn auf allen Seiten die Betrachtung alles dessen, was zur christlichen Gottseligkeit im Hausstande gehört, auf den Zusammenhang jedes Hauswesens mit der Gemeine zurück. Wie wir sahen, daß glücklicher Anfang und gottgefälliger Fortgang des Ehestandes darauf vorzüglich beruhe: daß der Segen der christlichen Gemeine in rechtem vollen Maaß darin walte, und eben so bei der Erziehung der Kinder alles darauf ankomme, daß sie zu Gliedern der Gemeine des

Herrn gebildet werden; wie wir sahen, daß die Verhältnisse aller Glieder des christlichen Hauswesens nur ungetrübt bestehen können, wenn alle sich ansehn als Knechte und als Freigelassene unseres Herrn; eben so führt uns auch dies lezte und gleichsam äußerlichste im christlichen Hausstande zu derselben Betrachtung zurück, daß auch in der Ausübung der christlichen Wohlthätigkeit keine Reinheit und Vollkommenheit zu finden ist, als nur in der lebendigen Verbindung jedes Einzelnen mit eben diesem Ganzen. Laßt uns also hier, wo wir als Brüder und Schwestern in dem Einen Herrn und Meister erscheinen, hier, wo der Tisch seines Mahles mit den heiligen Zeichen seiner Gemeinschaft unter uns aufgerichtet ist, immer aufs neue uns dazu vereinigen, daß jeder an seinem Ort im Hauswesen nicht sich allein, sondern der Gemeine des Herrn lebe, welchem wir alle zur Ehre leben sollen und zur Freude, und welchem sammt seinem und unserm himmlischen Vater sey Ehre und Preis durch seinen heiligen Geist. Amen.

Inhalt.

I. Ueber die Ehe; erste Predigt.

II. Ueber die Ehe; zweite Predigt.

III. Ueber die christliche Kinderzucht; erste Predigt.

IV. Ueber die christliche Kinderzucht; zweite Predigt.

V. Ueber die christliche Kinderzucht; dritte Predigt.

VI. Ueber das christliche Hausgesinde; erste Predigt.

VII. Ueber das christliche Hausgesinde; zweite Predigt.

VIII. Ueber die christliche Gastfreundschaft.

IX. Ueber die christliche Wohlthätigkeit.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schleiermacher, Friedrich,

Predigten

Bd.: 4

Reutlingen 1835

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Prü.173(3/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11112947-5